

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XIX. JAHRGANG 1942



HEFT / JULI

Heyer: Zur Psychologie des Ostraumes

Meyer: Germanische Wörter in slavischen Sprachräumen

Vorauer: Kosaken-Siedlungen in Nordkaukasien

Krömke: Der Große Sowjet-Weltatlas

Schultze-Manitius: Alterspyramide und Frauenüberschuß

Betrachtungen

Zeit und Raum: vom 22. V. bis 21. VI. 1942 / Schrifttum

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

VERBUNDEN MIT DER ZEITSCHRIFT „WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT“

Herausgeber: Karl Haushofer, München O 27, Kolberger Straße 18

Hauptschriftleitung: Wolfgang Schwarz, Berlin-Grünwald, Zikadenweg 10 • Ruf 93 77 70

Heidelberger Schriftleitung: Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 • Ruf 37 42

Buchzusendungen an den Verlag erbeten

XIX. JAHRGANG / HEFT 7 / JULI 1942

Inhalt:

Aufsätze

✓ G. R. Heyer: Zur Psychologie des Ostraumes	309—315
Karl H. Meyer: Germanische Wörter in slavischen Sprachräumen	316—325
✓ Egon Vorauer: Kosaken-Siedlungen in Nordkaukasien	326—331
✓ Bruno Krömke: Der Große Sowjet-Weltailas	332—334
✓ Hans Schulze-Manitius: Alterspyramide und Frauenüberschuß	335—339

Betrachtungen aus Presse und Schrifttum

✓ Japans festgegründete Kriegswirtschaftsmacht	340
Enkel Spaniens	341*
✓ Italiens Außenpolitik der Neuen Ordnung	342—343
Süditalien im Neuen Europa	343

Zeit und Raum: vom 22. V. bis 21. VI. 1942

✓ Die Sommerwende der Verwirrung	344—345
Der Schlachtenraum vom Eismeer zum Mittelmeer	345—346
Die Schlacht im Atlantik	347
✓ Indien in Schwebe	347
✓ Japans weiträumiges Ausgreifen	347—348
✓ USA. — uferlos	348
✓ Englands Sowjetbündnis gegen Europa	349

Schrifttum

✓ Rupert von Schumacher: Büchertafel	350—352
--------------------------------------	---------

Angaben über die Mitarbeiter siehe am Schluß des Heftes

Preis: Vierteljahr RM 5.50 / Studenten u. Mitglieder d. AfG. RM 4.40 / Einzelne RM 2.— / Jahrg. m. Inhaltsv. RM 22.—
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register u. Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke f. d. Halbjahresband RM 2.—

Postascheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag / LUDWIGSHAFEN 124 61 / WIEN 559 18

Abbestellungen können nur anerkannt werden, wenn sie bis spätestens einen Monat vor Ablauf eines Vierteljahres dem Buchhändler bzw. dem Verlag bekanntgegeben werden.

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

G. R. HEYER

Zur Psychologie des Ostraumes

Anders als die frühere Psychologie, die den Menschen so gut wie ausschließlich als ein isoliertes Individuum zu betrachten pflegte, ist die heutige Seelenkunde mehr und mehr dazu gelangt, neben dem einmalig-persönlichen Gehalt eines Lebens diejenigen Bereiche wahrzunehmen und wirksam zu machen, die den überpersönlich-kollektiven Verbundenheiten angehören. Namentlich die moderne, wesentlich aus der ärztlichen Psychotherapie erwachsene Tiefenpsychologie hat die Einseitigkeit der „Binnen-Psychologie“ abgestreift und widmet sich intensiv dem Studium der „Schichten“, in denen die menschliche Existenz wächst und wurzelt. In diesen das Individuelle übergreifenden Schichten oder Sphären lebt der Mensch in dem, was der heutige Physiker ein „Feld“ zu nennen pflegt; d. h. in machtvollen Bereichen von Kräften, die von ihm gestaltet werden müssen.

Solche Kraftfelder sind in erster Linie diejenigen das menschliche Sein durchwirkenden und formenden Mächte, die man unter dem Schlagwort von „Blut und Boden“ zusammenzufassen pflegt. Wie beim Einzelmenschen ist es auch eine der Aufgaben der Völker, den eigenen Geist mit den Mächten des Bodens und des Blutes zu vermählen, auf die sie treffen, die sie erobern, mit denen sie sich auseinanderzusetzen haben. Damit nicht nur die Kriege gewonnen werden, sondern auch der Frieden, ist eine sorgliche Beachtung dieser Auseinandersetzung nötig. Abgesehen von Tatkraft, Willensstärke und Instinktsicherheit, ist diese Aufgabe der Gestaltung geopolitischer Räume (oder „Felder“) angewiesen auf subtile Kenntnisse, die nicht angeboren sind, sondern erworben sein wollen. Von diesem Standpunkt sind die nachfolgenden Ausführungen geschrieben, die angeregt wurden durch die erste Begegnung mit dem Ostraum im August 1941. Ihr Wahrheitsgehalt wurde in den schweren Abwehr- und Angriffskämpfen seitdem nur bestätigt.

Wir denken, wie man in der Psychologie gesagt hat, „im Kopfe“, mit dem Denkhirn. Diese Art des geistigen Erlebens und Lebens aber ist — wie wir aus der Geschichte und der vergleichenden Psychologie wissen — eine relativ späte Errungenschaft des Menschen und seiner Entwicklung. Der Naturmensch (der sog. Primitive) z. B. denkt nicht so sehr im Kopfe, sondern „im Bauch“. Es ist bei ihm noch zu keinem Primat des rational-unterscheidenden, oberbewußt-klaren Vermögens gekommen. Er hat kein oder nur sehr wenig „Ich“; er west im „Wir“. Er steht in dieser Hinsicht noch fast auf der Stufe, die wir beispielsweise bei höheren Tieren oder Kindern beobachten können. (Vollends kann bei ihm von einer Verdrängung des — wie der Leipziger Philosoph Lersch¹⁾ sehr gut gesagt hat — „endothyment“ Seelengrundes die Rede nicht sein, die bei uns wesentlich christlich zivilisatorisches Ergebnis ist.) So „dachte“ der antike Grieche im „Zwerchfell“; Plato sagt: im „Thymós“, womit ungefähr unser altd deutsches Wort „Muot“ gemeint ist, d. h. eine innere leibseelische Instanz, die heute noch in Begriffen wie hochgemut oder schwer-mütig anklingt, also Bezeichnungen für Stimmungen, für Gemuttheiten des inneren Menschen, die nicht etwa nur von „oben“, aus der Sphäre klaren und rationalen Erkennens, entstammen, sondern die mindestens ebenso stark

1) Ph. Lersch: „Der Aufbau des Charakters“, Leipzig 1938. — Vgl. auch die verwandten Darstellungen bei E. Fromm: „Die Schichten der Persönlichkeit“, Leipzig 1938.

Impulsen entspringen, die von „unten“, aus den elementaren leibseelischen Zentren, kommen. Man mag bei dem Thymós-Denken vielleicht auch an das alte „Sonnengeflecht“ (den *plexus solaris* in der Leibesmitte) denken, das die Philosophen der Romantik vor 100 Jahren als „Bauchhirn“ bezeichneten.

Dem im Gehirn denkenden Menschen fällt es schwer, sich zu versetzen in den im „Zwerchfell“ denkenden Griechen und Römer oder gar in den im „Bauch“ denkenden Naturmenschen. Das Anderssein bemerkend, begnügt er sich gern damit, festzustellen, was der Andere nicht kann; und er übersieht dabei, daß jener Andere hingegen Fähigkeiten sein eigen nennt, die ihm selber abgehen. Zudem wird das beim Anderen wahrgenommene Geschehen aus der Hochmütigkeit des eigenen So-Seins meist lediglich abwertend beurteilt; das ist häufig von seiten des Europäers gegenüber den Menschen des Ostraumes der Fall.

Z. B. enthält die Bezeichnung „stur“ solch ein entwertendes Urteil. Ebenso wird die unpersönliche Wirftätigkeit, werden die Passivität und die Erleidensfähigkeit des Ostmenschen meist rein negativ gesehen und gewertet; und vielerlei anderes mehr: was das Anderssein und die Stärke des Ostmenschen ausmacht, der noch „im Bauche“ denkt als ein den Primitiven näherstehender Typus.

Man könnte sein Wesen auch — im Gegensatz zu dem europäischen — als ein mehr weibliches bezeichnen. Denn die Natur, in der der „Russe“ weitgehend enthalten ist — während wir mehr im geistigen Raum leben —, hat weiblichen Charakter; man spricht von Mutter Erde, Mutter Natur, von ihrem Busen und Schoß.

Vieles, was Prawdin in seinem Dschingis-Khan-Buch beschreibt, ist von dort aus zu verstehen. Es ist das, was uns Heutigen und Hiesigen teils unverständlich fern, teils schlechthin grauenhaft vorkommt. Denn die Natur ist (im Gegensatz zu der landläufigen Vorstellung romantisierend-ahnungsloser Art) ebenso wie das Elementar-Weibliche nicht etwa „gut“ — sowenig sie „böse“ ist! —; sie ist und will nichts als sein. Vom Geist her gesehen ist das mitleidslos-kalt, grausam und unerbittlich.

Die vielfach bestialische Grausamkeit, die in diesem Ostfeldzug — und bei den Bolschewiki überhaupt — zu beobachten ist, ist freilich nicht rein dieses naturhaft-elementaren Ursprungs. In ihr wird vielmehr ein anderer Faktor mächtig. Unverbunden mit seiner dumpfen und schlafend-trägen, träumenden Tiefe hat sich — wesentlich durch die von Juden getätigte Europäisierung und Technisierung des östlichen Menschen — der Geist dort als eine Art Importe, einer Infektionskrankheit vergleichbar (und zwar einer, gegen die der Organismus noch keine Abwehr- und Assimilationskräfte kennt), aufgedrängt. Dadurch, daß dies nicht eigen gewachsener, sondern fremder Geist ist, und dadurch, daß jede „Zwischenschicht“ zwischen dem Dumpf-Seelischen und dem Hell-Geistigen fehlt, ist der losgelöste intellektuelle und wurzellose „Geist“ dort gewuchert. Ihm entspringen die aufklärerischen Naivitäten, die traditionsfernen und -feindlichen, die gottlosen und auch die sadistischen Tendenzen der Sowjets. Wir kennen ähnliches bei Halbgebildeten auch in unseren Breiten. Geist ist eine zweiseitige Waffe, er muß gewachsen sein in langsamer Entwicklung organischer Art; sonst richtet er Unheil an, so wie technische Dinge in der Hand von Kindern. Mit Sprengstoffen muß man umgehen können. Andernfalls wirken sie nur zerstörerisch. Das ist beim Sowjetmenschen der Fall.

Der bewußte und klare Geist steht dem Schicksal gegenüber. Der Naturmensch steht in ihm. Deswegen ist unser Leben erfüllt von dem Drang und der schöpferischen Lust, unser Schicksal zu gestalten, uns prometheisch dem dumpfen Sein entgegenzuwerfen, ihm faustisch bleibende Form abzurufen. Das ist unser männliches Werk, unsere Aufgabe, unser Stolz, unser Glück, unsere Bewährung. Das alles ist dem Eurasiaten unwichtig, unwert, unverständlich. Er wird mehr gelebt, als daß er sich selbst lebte. *Sub specie operis* (in unserem Sinne!) ist das eine Schwäche. Aber von ihm aus ist es seine Stärke, die er der unsrigen entgegensetzt. Wenn man dieses sein Starksein nicht als solches erkennt, sondern es unterschätzt, wird man bösen Irrtümern unterliegen. Alles niedere, dumpfere Leben hat diese Stärke; das wissen der Jäger, der Ethnologe, der Tierzüchter, der Pädagoge usw.

Diese Fähigkeit, dumpf über sich ergehen zu lassen, bedeutet auch eine Form der Unüberwindlichkeit! Es ist die Unüberwindlichkeit des Massenhaften, des Undifferenzierten, des Ungeformten. Der Arzt könnte sagen: es ist die (enorme Regenerations-) Kraft des Bindegewebes im Vergleich etwa zu der Nervensubstanz. Der Biologe wird darauf aufmerksam machen, wie ein Regenwurm oder andere niedere Tiere beschädigte oder verlorene Körperteile zu ersetzen vermögen, im Gegensatz zu höherentwickelten Lebewesen. Der Dichter Stefan George sagt einmal in ähnlichen Zusammenhängen: „Was wäre Stich der Qualle, Schnitt dem Kraut!“ Diese Art des Lebens ist ein größerer Gegensatz zum abendländischen Menschen als die Unterschiede innerhalb dieses, z. B. zwischen Nordischem und Mediterranem. Sie ist eine Eigenschaft des Lebens schlechthin. Solches Nur-Leben wird entweder ganz und gar umgebracht — oder es lebt weiter.

Dadurch wird auch verständlicher, wieso der „Russe“ sowohl des Zarenreiches wie insbesondere des Sowjetregimes in derart „lebensunwürdigen“ Zuständen zu existieren fähig und bereit war. Diesen Menschen ist es — wie der Natur — wichtig, daß sie existieren, wie ist erst eine zweite Frage. Der Geist unserer Art fragt nach dem Wie, und er streikt unter Umständen, wenn dies So und Wie zu „menschenunwürdig“ wird. Denn wir messen an inneren Bildern, an Ideen und Idealen, voll vom Werden und Wollen. Das kennt das Naturhafte nicht. Es ist; es „west“; ihm kommt es, wie der Natur, nur auf das Da-Sein und also auf dessen Fortpflanzung, das Weiterexistieren an. Darin erfüllt sich sein Bild. Es kann gut und glücklich, es kann schlecht oder unglücklich, elend oder in Fülle gehen — das ist nur dem Geist unserer Artung entscheidend wichtig. Für das naturhaft-naturverhaftete Sein bedeuten diese wechselnden Wege des Lebens offenbar herzlich wenig.

Diese Verschiedenheiten zwischen dem Deutschen als Europäer und dem Eurasiaten wirken sich selbstverständlich auch im Bereich der Kriegführung aus. Auf der einen Seite das durchgeistigte, hochdifferenzierte Denken und Operieren im Sinne von Friedrich dem Großen, eines Clausewitz oder Moltke — oft der Kunst des königlichen Schachspieles verglichen —, auf der anderen Seite das Prinzip der Dampfwalze. Hier die Stärke durch Geist, Bildung, persönlichen Charakter, dort die brutale Gewalt der Masse. Deswegen ist der Mensch des Ostens unterlegen, wo es gelingt, ihn in den Netzen unseres Schachspieles so einzufangen, daß sie auch für ihn gelten, also bei militärisch großangelegten Umfassungen strategischer Art. Da ist er wehrlos wie das Wild zwischen den vom Jäger angelegten Lappen. Aber wenn er seine Art leben kann — z. B., wie gesagt, das Über-sich-ergehen-Lassen —

aus der Fähigkeit der Passivität heraus; oder wo seine Gleichgültigkeit gegen das uns eigene Prinzip des Lebens, das Ich und die Vernunft desselben, dominant sind, werden unsere Voraussetzungen, unsere Spielregeln, wirkungslos — so wie der Qualle der Stich, wie der Schnitt dem Kraut. Dann meint man, der Aal oder die Schlange hätten doch tot zu sein (wir haben den Aal ja mehrfach durchgeschnitten, der Hydra die Köpfe soundso oft abgeschlagen!), aber diese primitiven Kaltblütler leben munter weiter, als sei nichts geschehen. So hält man das Ungeziefer für ausgerottet, das Unkraut für endgültig beseitigt; und kaum schaut man wieder hin, ist alles wieder da wie zuvor.

Es kann daher nicht genügen, die Sowjetunion „aufs Haupt zu schlagen“, wodurch bei allen westlichen Völkern der Sieg errungen und gesichert ist; der „Russen“ muß der Schwertstreich bis durch die Leibesmitte, herab bis ins Becken, treffen. Die Spielregeln des Geistes sind dem geist-fernen Unbewußten, der Natur unbekannt. (Nebenbei gesagt: das ist ja gerade der Sinn der Spiele — in allen Kulturen, allen Lebensaltern —, daß in ihnen, an Hand ihrer, das geistige Element lernt, sich vom Naturhaftigen zu emanzipieren. In primitiven Verhältnissen würde man z. B. ein Fußballspiel sehr einfach entscheiden; die beiden Gruppen fielen übereinander her und schlugen sich auf die Schädel, die beiderseitigen Torwächter kämen zuallererst daran (die bei unseren Regeln am geschütztesten sind). Der holländische Philosoph Huizinga hat daher — mit Recht — in seinem Buch *Homo ludens* das Spielelement als das grundlegende aller Kulturwerdung untersucht und nachgewiesen. Man bedenke auch, wie das Liebesspiel parallel der Individualisierung der Partner zunehmend an Bedeutung gewinnt. Oder man denke an das große „Spiel“ der Politik und der Diplomatie. Das alles sind der reinen Natur ferne und fremde Dinge. Die Natur ist toderntst, „tierisch-ernst“, wie man auch gesagt hat.)

Der östliche Mensch steht dem Unergründlichen und Undifferenzierten ungemein nahe. Es charakterisiert das „russische Bett“, von dem ein altes Diplomatenwort sagt, „daß man sehr leicht hinein, aber schwer wieder heraus steige“. Und das ist auch der Hintersinn des bekannten Bonmots von der Russin nach der Hochzeitsnacht: „Meinen Leib hast du gehabt, aber meine Seele noch lange nicht.“ Dies Unergründliche und Ungreifbare ist wohl auch das, was mit dem vielberufenen „russischen Raum“ gemeint ist und seiner Unheimlichkeit; was der Östliche selbst als „schirokaja natura“ bezeichnet, was in der Balalaikamusik — und überhaupt der russischen Musik —, was in der endlosen Weite der östlichen Ebene vernehmlich wird. In diesem Sinn ist auch Napoleon an dem östlichen „Raum“ gescheitert. Der konkrete Raum war die damalige Erscheinungsform dieses naturhaft Unergründlichen, dieses (ohne Vordergrund) Nur-Hintergründlichen. Wir heute stoßen auf dies Unfaßbare (unfaßbar in jedem Sinn des Wortes) in heutiger Form, nämlich in psychologischer Weise. D. h. für uns ist das Phänomen des Ostens wesentlich ein psychologisches Problem geworden.

„Rußland“ hat in der Traumsymbolik bei uns Psychologen nicht umsonst die Bedeutung des Groß-Mütterlichen. Ich habe das in meinen Studien über die *Magna Mater* bereits anzudeuten versucht¹⁾ — man kann statt Große Mutter ebensogut

1) „Die Große Mutter im Seelenleben des heutigen Menschen“. In: *Eranos-Jahrbuch*, 1938; Zürich 1939. Vgl. auch: Heyer, „Der Organismus der Seele“, München 1937.

sagen Unbewußtes, Weibliches, Naturhaftes, Leben —: man packt sie kaum je ... Will man ihr entgegengehen und sie innerlich annehmen, so verschlingt sie uns; und wollen wir sie fliehen, kommt sie gewissermaßen von hinten über uns. Sie „hat“ uns immer. Denn sie ist das Leben, das Leben selbst.

Das ist die Größe, die Unheimlichkeit des Ostens, das ist sein „grenzen-los“ Gefährliches; das der Grund so vieler irriger Gedanken über ihn; das die Ursache seiner ewigen Faszination.

So gefährlich diese Faszination ist, die alles Anderssein, die das Fremde und Ferne ausübt (man denke nur an die Faszination durch den Süden in unserer mittelalterlichen Geschichte), so liegt doch andererseits die Möglichkeit wesenhafter Bereicherung und Weitung in solcher Berührung. Auch der Osten birgt diese. Es sei nur verwiesen auf die Großzügigkeit, die der „Weite“ entspricht; oder auf die Fähigkeit zu leidenschaftlicher Verehrung, zu frommer Gefolgschaft, zu jeder Form von inbrünstiger Religiosität. Ungestaltet (d. h. eurasiatisch) verführt die Weite zur Verschlamphtheit, zur Korruption, zu passiver Gleichgültigkeit; die Gefühlübermenge zur unklaren Schwärmerei, zum Aberglauben und zu lebensflüchtiger Mystik, zu Leichtgläubigkeit, zum allzusehr Ununterschiedensein: „Bruder Mensch“. Gestaltet aber aus der Kraft nordischer Gehaltenheit, kann gerade dies Nordische dort ein Ergänzendes finden und formen. Ich glaube, man sollte bei aller notwendigen Kritik und Abgrenzung auch diese Möglichkeiten positiver Art bewußt sehen. Denn nur dann können sie fruchtbar werden.

*

Dies östliche Wesen „hängt“, wie mir scheint, mehr am Boden (am *genius loci*) als am Blut, mehr an der Natur selbst als an den dortigen Menschen. Es ist uns bekannt, daß es solch mächtige „Böden“ gibt. Schon Bachofen wies darauf hin, Frobenius hat es in seinem *Paideuma*-Begriff immer wieder herausgestellt, Hellpach und Haushofer weisen es vielfach nach. Die Antike kannte einen „*deus terrenus*“, während wir nur mehr von lichten, oberen, geistig-unstofflichen Gottheiten wissen. Der kolonisatorisch seit Jahrhunderten erfahrene Engländer weiß um diese Gefahr des *genius loci*, z. B. in seinen Kolonien in dunklen Erdteilen; und schützt sich gegen das „going black“ durch weisliche, bei uns vielfach als nur „konventionell“ mißverständene und belächelte Vorschriften strenger Art. Jeder, der Deutsche kennt, die — unter Umständen gar nicht sehr lange — in östlichen Gegenden gelebt haben, kann bemerken, wie oft diese Menschen ohne jeden Bluteinfluß deutlich „an-gerusst“ sind.

Die Frage, vor der wir stehen, ist die: wie wird man mit diesem — so erkannten — Phänomen „Rußland“ und östlicher Raum fertig? Eine Frage, doppelt schwierig für uns Deutsche, weil wir in der Regel in unserer blinden Identifikation mit den „solaren“ Mächten des Geistes, der Ratio und des der Natur entfremdeten intellektuellen Wissens, innerlich und äußerlich die Verbindung mit jener Hemisphäre weitgehend verloren zu haben pflegen.

Ich habe anderweit, z. B. in meinen Studien zum Symbol Große Mutter, ausgeführt, daß das Bestehen dieser Magna Mater ein Tief-Sinn der sog. Initiationsriten der Völker ist. Nur wer diese Große Mutter bezwungen hat, ist von ihr abgelöst, abgenabelt — auch im seelischen Sinn, also mehr als der nur physisch ab-

genabelte Säugling; nur der so Individuierte wird Mann und Krieger. So gesehen ist der Kampf im Osten mehr als ein kriegerisches Unternehmen in militärischem Sinn und auch mehr als eine wirtschaftliche Ausweitung Europas. Er bedeutet vielmehr eine innere Auseinandersetzung, eine tätige Wandlung lebensentscheidender Art für den deutschen Menschen und Mann. Darum, um das wirkliche Mann-Werden, hat der Deutsche seit Jahrhunderten vergeblich gerungen. Er ist bisher immer ein Jüngling geblieben, ein bezaubernder, oft selbst verzauberter „puer“, ein ewig schweifender, ruhe- und rastlos, ungebunden „schwärmender“ Adoleszenter. Denn all das sind Qualitäten des Jünglings, nicht des Mannes.

Diese „Initiationsriten“, in denen Jünglinge zum Manne werden, finden immer unter Männern statt; sie sind Angelegenheiten des Männer-Bundes, wie uns der Kulturwissenschaftler lehrt. Der vergleichende Gedanke sowohl an die Parteiorganisationen wie an die kämpfenden Gemeinschaften der Armeen liegt nahe.

(Nebenbei: Erst wenn die Jünglinge Männer geworden sind, hat auch die Frau ihre Chance, wieder rechte Frau zu werden; sie, die bis dahin teils Mutter, teils Gefährtin mit männlichem „Anstrich“ sein mußte oder als Dirne figurierte. Dies nur am Rande.)

*

Zeigt schon die Überlegung, um was alles es in diesem Krieg im Osten geht — um entscheidendes mehr als in allen vorhergegangenen Feldzügen insgesamt und grundsätzlich! —, und daß man daher eine solche Auseinandersetzung unmöglich in kurzer Zeit und „blitzhaft“ erledigen zu können erwarten darf; daß vielmehr außer den Heeren und ihren Waffen auch innere Entwicklungen der Menschen selber nötig sind für das glückliche Gelingen, so ergibt sich aus dem hier Angedeuteten unmittelbar noch ein weiteres.

Auch nach Niederwerfung der letzten Sowjethere, nach völligem Mattsetzen der Kampf- und Wirtschaftskraft dieses „Raumes“ und seiner Insassen, wenn wir also an die friedensmäßigere Durchdringung und Gestaltung des Eroberten gehen werden, wird das gleiche Problem weiter wirksam — und zu bedenken — sein! Denn wie gesagt, das „Russische“ ist eine Qualität des Bodens, der Erde. Vielleicht begreifen — sei's bewußt, sei's unbewußt — manche schon jetzt mehr als in der Anfangszeit der Kette von Siegen — von entscheidenden Siegen im europäischen, nicht im russischen Sinn! —, um welches Problem, um welche Aufgabe es geht. Vielleicht erblicken solche tiefer Sehenden hinter dem Wetter, dem Klima, der Weite usw. das Hinter- und Unergründliche dieses genius loci. Denn dieser wird zu meistern bleiben auch nach dem militärischen Sieg; vielleicht gerade dann erst!

Wäre alles weitergegangen wie in den ersten Monaten, wäre fast unweigerlich die Vorstellung entstanden, es sei nun alles geschafft, es entstünden gefährliche Ahnungslosigkeit, eine Unbereitschaft — und daraus ärgste Folgen. Unsere Organisatoren würden — wie der Engländer das in seinen tropischen Kolonien kennt — „black“ gehen, d. h. innerlich an-russen. Die Reinhaltung der Rasse — von Blutvermischung mit den Eingeborenen — ist nicht das einzige in Ostgebieten zu beachtende Gebot. Es gehört außerordentlich viel mehr dazu, in dem Kampf gegen Eurasien auch kulturpolitisch zu siegen. Es kommt darauf an, daß der dort Sie-

delnde, die dort Organisierenden und Verwaltenden ihr deutsches und europäisches Wesen bewahren, ihren Geist rein und frei halten von den dunkel lockenden Versuchungen. Sonst ist die Gefahr größer, daß Deutsche massenhaft „russisch gehen“, als daß die Sarmaten eingedeutscht werden. Der „einfache“ Mann wird immer in Gefahr sein, dort slawisch und sklavisch zu werden in seinen Tiefen; der „Herr“ aber, nicht ein europäischer Führer und Verwalter zu sein, sondern ein kleiner Iwan oder Peter, ein orientalisierter Satrap und Tyrann also. Solch Tyrannenwesen würde der östlichen Psychologie einerseits entsprechen. Andererseits wird der wirkliche Herr im dortigen Bereich nicht außer acht lassen dürfen, daß der einfache (d. h. der nicht degenerierte und der durch die Sowjets noch nicht völlig gebrochene) Ostmensch ein außerordentlich großes Bedürfnis nach Verehrung hat; und zwar nach Verehrung dessen, was dort — auch heute noch! — ein „Christenmensch“ genannt wird, worunter ein zwar strenger, aber in Gerechtigkeit gütiger Herr zu verstehen ist; ein „Mensch“, würden wir Europäer sagen; einer also, der sich über das Tierhaft-Dumpfe erhebt. Das tut der bloße Tyrann nicht, der nur die andere Seite des Sklavisch-Slawischen verkörpert. Herrentum darf, wie Hitler 1933 in Nürnberg gesagt hat, „nicht Willkür, sondern es muß edle Vernunft“ sein.

So ist eine peinliche Beobachtung dieser saugenden Gewalt des östlichen Bodens erforderlich. Die gewissenhafte Pflege der Sprache, der Sitten, des Bauens und der Familienkultur, der stete Import deutschen edelsten Geistesgutes müssen dazu dienen, die Gesetze unserer Rasse und Kultur zu sichern, um zu verhindern, daß der dortige Deutsche „russisch geht“.

Gegenwärtig stehen unsere Soldaten im Osten in der kriegerischen Auseinandersetzung mit dieser schlechthin unheimlichen Welt. Es mag ihnen oft ähnlich zumute sein wie den Legionären des alten Rom, als sie in die undurchdringlichen Urwälder Germaniens eindrangten... Aber durch die tapfere Tat wird der Mensch zu dem, was er noch nicht ist und noch nicht kann. Nicht nur Erkenntnis reift, sondern auch das Tun.

Doch dann kommen friedensmäßigere Zustände. Und auch der Frieden will gewonnen sein. Dies wird die Aufgabe der Organisatoren sein. Und so wenig der Krieg nur Selbstzweck ist, sondern auch innere Bedeutung hat, verwandelnde und gestaltende Funktion, so wenig wäre es mit dem Blick bloß auf die Aufgabe getan, die im Bauen und Pflügen besteht. Diese Tätigkeiten haben auch einen inneren Aspekt; in und an solchem Tun bewährt sich gerade in jenen Breiten die deutsche, die europäische Seele.

KARL H. MEYER

Germanische Wörter in slavischen Sprachräumen

Zwei Momente sind für die sprachlichen Wechselbeziehungen zwischen Germanen und den im slavischen Sprachraum lebenden Völkern bezeichnend: erstens, daß die Germanen im Laufe der Jahrtausende gegenüber vielen von ihnen in hohem Maße die gebenden Spender sprachlichen Lehnwortes und – dieser Schluß ist im großen ganzen zwingend – der Kulturgüter gewesen sind, so wie sie es heute noch sind. Während in der ältesten Zeit, in den Jahrhunderten um den Beginn unserer Zeitrechnung, die von den Slaven zu den Germanen gelangten Lehnwörter an den Fingern einer oder höchstens beider Hände sich aufzählen lassen, gehen die von den Germanen zu den Slaven gewanderten Lehnwörter der gleichen Zeit in die Dutzende, Schocks, ja vielleicht in die Hunderte. Zweitens: diese Lehnbeziehungen wechseln wie Flut und Ebbe aufeinander. Zeiten des erwähnten starken Austausches werden abgelöst von Jahrhunderten scheinbarer Abkehrung, so wie das heftig pulsierende Leben auch der aktiven Einzelvölker mit Ruhepausen wechselt.

Zwei wesentlich verschiedene Perioden dieser sprachlichen Beziehungen müssen geschieden werden: Die erste kann (etwas grob) als die frühgermanisch-urslavische, die zweite als die mittel- und neugermanisch-einzelslavische bezeichnet werden. Denn in der ersten Periode sind Germanen die Nachbarn der „Urslaven“; die Sprache dieser Germanen trägt z. T. urgermanisches, z. T. gotisches Gepräge. In der zweiten Periode sind einerseits skandinavische Germanen zu Nachbarn der Ostslaven, insonderheit der Russen und Ukrainer, geworden, andererseits die Deutschen Nachbarn der Westslaven, vornehmlich der Tschechen und der Polen, sowie südslavischer Völker, wie der Slovenen und Kroaten.

I. Frühgermanische Wörter im Urslavischen

Kennzeichnend für diese Wörter ist es, daß sie zu einer Zeit aufgenommen wurden, als alle Slaven noch eine sprachliche („urslavische“) Einheit bildeten, und daß sie grundsätzlich vom Anfang der Überlieferung an bis heute in allen slavischen Sprachen heimisch sind.

Die Loslösung der indogermanischen Einzelsprachen aus einer urindogermanischen Gemeinschaft ist sicher zu verschiedenen Zeiten sukzessive vor sich gegangen. Ebenso wenig wie über die genauere Zeit kann über den Raum, wo jeweils eine solche Loslösung stattgefunden hat, Sicheres ausgesagt werden. Wahrscheinlich ist es, daß um 2000 v. Chr. von einer urindogermanischen Spracheinheit nicht mehr gesprochen werden kann, daß sich vielmehr um diese Zeit bereits alle indogermanischen Einzelsprachen aus der ursprünglichen „Einheit“ herausgelöst haben. Um die Mitte des 1. vorchr. Jahrtausends hebt sich die slavische Ursprache, das „Urslavische“, deutlicher gegenüber allen anderen indogermanischen Sprachen ab. Aus dem Urslavischen aber haben sich seit der Völkerwanderung die slavischen Einzelsprachen gelöst und entwickelt. Über dieses eine Jahrtausend slavischer Sprachgeschichte, von rund 500 v. Chr. bis rund 500 n. Chr., läßt sich nun Näheres aussagen: nicht nur die grammatische Struktur nach Lauten, Formen, Syntax und

Wortschatz kennen wir verhältnismäßig gut, sondern auch den Raum, wo das ur-slavisches „Volk“ — wenn man einen Begriff des 19. und 20. Jahrhunderts um zwei Jahrtausende zurückprojizieren darf — seine leidlich einheitliche Sprache redete. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Raum sich im Laufe dieses ur-slavisches Jahrtausends etwas verschoben hat, ebenso wie es sicher ist, daß sich die Sprache im Laufe dieser tausend Jahre gewandelt hat, so daß man eine früh-ur-slavisches Sprachperiode (von etwa 500 v. Chr. bis zum Beginn unserer Zeitrechnung) und eine spät-ur-slavisches Sprachperiode (vom Beginn unserer Zeitrechnung bis zur Völkerwanderung) unterscheiden mag. Während in früh-ur-slavisches Zeit das ur-slavisches Sprachgebiet einen Raum ungefähr zwischen Modlin und Krakau als Westgrenze und Vitebsk und Kremenschuk als Ostgrenze eingenommen haben dürfte, ist am Ende der spät-ur-slavisches Zeit wohl mit einer Erweiterung bis Thorn und Beuthen im Westen, bis Czernowitz im Süden, bis Smolensk und Poltava im Osten zu rechnen. In diese ur-slavisches Sprache drangen nun, dank einer mehr oder weniger engen Nachbarschaft, zahlreiche germanische Wörter.

Wer aber waren diese germanischen Nachbarn? Der Beantwortung dieser Frage ist viel Arbeit und Scharfsinn gewidmet worden, ohne daß bisher Sprachforscher, Prähistoriker und Historiker zu einhelligen Ergebnissen gelangt wären¹⁾.

Wahrscheinlich haben die Bastarnen sich wohl schon im 3. vorchr. Jahrhundert von Norden her an die untere Weichsel begeben, sind von da aus nach Süden und Südosten an die Karpaten und ans Schwarze Meer vorgedrungen und haben mehrere geographische Bezeichnungen in Galizien²⁾ mit einem bis heute gültigen, germanischen Namen geprägt. — Den Bastarnen folgten die Skiren, die wir zu Beginn unserer Zeitrechnung zwischen mittlerer Weichsel und Bug finden. Nach ihnen kamen die wohl aus Dänemark vorgestoßenen Vandalen, die durch den Warthegau nach Schlesien wanderten, ehe sie nach Westen abzogen. Die Sprache all dieser genannten germanischen Völker kennen wir ebensowenig wie die der Burgunder, die von Bornholm kamen, zwischen mittlerer Weichsel und mittlerer Oder siedelten, ehe sie gleichfalls nach Westen abrückten.

Die ältestbelegte germanische Sprache gehört dem Volke, das entscheidend in die Geschichte eingriff: den Goten. Sie dürften von Öster- und Westergotland her auf das Festland gezogen sein und in der ersten Periode ihrer Niederlassung an den Ufern der Ostsee vielleicht noch eine dem Urgermanischen nahestehende Sprache gesprochen haben. Von ihren Sitzen an der Weichselmündung und in Ostpreußen wanderten die Goten nach Südosten, an den Dnjepr, in die heutige Ukraine und

1) Schon der frühe Anreger der Slavistik, der Slovene Kopitar, Berater Goethes und J. Grimms, hat 1822 richtige Erkenntnisse hierüber geäußert. Eine wesentliche Grundlage legte weiterhin der Tscheche Šafařík 1837 in einem zweibändigen Werke, das nach 6 Jahren auch ins Deutsche übersetzt wurde: „Slavische Altertümer“. Weiterhin haben der Slovene Fr. Miklosich (Professor in Wien), die Deutschen H. Hirt (Gießen), Fr. Kluge (Freiburg i. Br.), E. Schwarz (Prag), Fr. Braun (Petersburg, Leipzig), der Pole A. Brückner (Berlin), der Holländer Uhlenbeck, der Bulgare St. Mladenov, vor allem der Tscheche L. Niederle die vorliegenden Fragen gefördert. In den letzten 15 Jahren haben drei Forscher des Nordens sich um die Klärung der Probleme verdient gemacht: der Däne A. Stender-Petersen („Slavisch-germanische Lehnwortkunde“, Göteborg 1927), der Norweger Knutsson (in Einzelabhandlungen) und als jüngster der Finne Kiparsky mit einem sehr guten Werke: „Die gemeinslavischen Lehnwörter aus dem Germanischen“, Helsinki 1934.

2) Z. B. den San, die Beskiden. Näheres bei J. Rozwadowski im Rocznik Slawistyczny (= Revue slavistique) 6, 1913, S. 53ff.

auf die Krim, wo sie sich als Staat, als Volk, in einer sprachlichen Geschlossenheit konsolidierten und wo ihre Sprache nunmehr ein ostgermanisches, speziell gotisches Gepräge trägt. Dank der Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila (4. Jahrhundert) kennen wir die Sprache der Goten verhältnismäßig genau.

So glauben wir in der urslavischen Sprache zwei Schichten von ältesten germanischen Lehnwörtern feststellen zu können: a) die frühere mit wesentlich urgermanischem Gepräge; b) die jüngere mit typisch gotischem Gepräge.

a) Ugermanische Wörter im Urslavischen

Ob diese älteste Schicht von den Bastarnern oder den Skiren, von den Vandalen oder Burgunder oder gar aus gotischer Frühzeit stammt, läßt sich schwer feststellen. Lautliche Kriterien sind es, die den Beweis bilden, daß diese Worte nicht altes, einheimisches Erbgut aus der gemeinsamen indogermanischen Grundsprache sind, sondern eben in einer ausschließlich germanischen Lautform entlehnt wurden.

In diese früheste Zeit gehören verschiedene Wörter des Hausbaues, namentlich das Wort für „Haus“ selbst, das in den slavischen Einzelsprachen als *chyz*, *chyža* und *chyša* erscheint; oder etwa das urgerm. *chlaiwam*, das in der slav. Form *chlew* (so z. B. im Polnischen) und in der Bedeutung „Viehstall“ vorliegt. Der „Zaun“, der das Gehöft gegen das Wild schützt, heißt im Ugerm. *tūna-* und kehrt im slav. *tyñ-* wieder (vgl. die Prager Teinkirche). Wie diese und andere Wörter auf eine andersartige und doch wohl überlegene Wohnkultur der Germanen gegenüber den Slaven weisen, so eine andere Wortgruppe auf eine besondere Viehzucht: urgerm. *nauta-* „Nutzen, Besitz, Habe“ dringt ins Uslav. in der Bedeutung „Rindvieh, Hornvieh“; — ähnlich ist es dem urgerm. *skatta-* „Schatz“ ergangen, das im Slavischen die wohl ursprüngliche Bedeutung „Vieh“ bewahrt hat. Auf den Handel deuten mehrere Entlehnungen, von denen das Verbum „gelten, wert sein“ früh zu den Uslaven gekommen ist: *želd-* bedeutet im Slavischen besonders „Steuer zahlen, Tribut zahlen“, ein bezeichnender Hinweis auf das bekannte Verhältnis slavischer Stämme zu den Germanen. Beliebte Handelsobjekte dürften Schmuckgegenstände gewesen sein: urgerm. *bauga-* „Armring“ (vgl. „Bogen“) erscheint im Slavischen in zwei Bedeutungen: als „Ring, Kranz, Armband“ und in dem Flußnamen *Bug*, der bekanntlich zwei großen Flüssen eignet. Ein Handelsobjekt war auch der „Bernstein“, urgerm. *glāza-* (vgl. „Glas“), im Slavischen sowohl „glänzender Stein, Edelstein“, als auch „das Auge“ bedeutend. An geographischen Bezeichnungen ist bemerkenswert die Aufnahme des Wortes für „Hügel, Holm“ (urgerm. *chulma-*) ins Slavische, das auf die Verschiedenheit der natürlichen Geländeverhältnisse bei Germanen und Slaven weist, sowie des Wortes *fergūnja-* „Gebirge“, das im Altbulgarischen in der Form *prǣgyni* und in polnischen Eigennamen wie *Pregini* vorliegt.

Die ursprünglich keltischen *Volker* haben nur bei einem Teil der Germanen die Geltung als Kelten behalten; bei anderen Germanen ist der Name auf andere Nachbarn übertragen worden, nämlich die Romanen (vgl. heute „welsch“). Der Name ist ins Uslavische in der Form *Volchs* gedrungen und bezeichnet ausschließlich Romanen: bei den Südslaven sind die *Vlachen* die Rumänen usw., bei den Polen ist *Wloch* der Italiener. Fast alle slavischen Herrscherbezeichnungen sind nicht-slavischen Ursprungs; die älteste ist aus dem urgerm. *kuninga-* (vgl. König) „Geschlechterherr“ entlehnt, das zunächst die alte Bedeutung bewahrt, dann mehrfach den „Prinzen, Priester“, ja den „Dorfältesten“ und den „jungen Ehemann“ bezeichnet. Auf eine besondere ärztliche Kunst der Germanen weist wohl das Wort für „heilen, gesund machen“; urgerm. *ganazjan* dringt ins Uslav. als *gonoziti*. Mit diesen Hinweisen ist die Reihe der ältesten germanischen Lehnwörter im Slavischen keineswegs erschöpft, obwohl die relativ sichersten angeführt sind.

b) Gotische Lehnwörter im Urslavischen

Im 3. und 4. nachchristl. Jahrhundert strahlen die Goten zu den Urslaven, die noch ungeteilt auf geschlossenem Siedlungsbereich wohnen, Kultur und Wortschatz in reichem Maße aus. Eine scharfe Scheidung zwischen dieser und der früheren Entlehnungsperiode ist freilich oft sehr schwer, ja unmöglich, weil die gotische Sprache doch noch in wesentlichen Punkten mit der urgermanischen übereinstimmt. So sind auch die Kulturbezirke, in denen die Wortentlehnungen stattfinden, größtenteils die gleichen geblieben.

Vielleicht drang schon jetzt (oder erst später unter Ila ?) der Begriff eines mächtigen Gesamtherrschers, das zunächst aus dem lateinischen *Caesar* ins Gotische als *Kaisar* übernommene Wort, ins Urslavische: vgl. russ. bulg. *car'*, russ. *cesar'* usw. Ein got. *fulks*, unser „Volk“, bedeutet ursprünglich die Kriegsmannschaft; so bezeichnet ein urslav. *plks* ebenso wie seine Fortsetzungen in allen heutigen slav. Sprachen eine Wehrmachtseinheit, ein „Regiment“. Eine ähnliche Bedeutung hat das got. *hansa* „die Kohorte“, die im Urslav. eine „auf Raub ausziehende bewaffnete Schar“ bezeichnet.

Zu den geographischen Begriffen dieser Gattung gehört der Name der unteren *Donau*; die Goten dürften sie *Dōnawi* und nach ihnen die Slaven *Dunovs* genannt haben. Das Wort „deutsch“, im Gotischen noch in der Bedeutung „zur (eigenen) Volksgemeinschaft gehörig“, ist von den Urslaven übernommen worden und hat bei ihnen zunächst wohl „germanisch, gotisch“, allmählich aber überhaupt „ausländisch, fremd“ bedeutet. Auf Handelsbeziehungen weisen die Worte für „kaufen“ (got. *kaupjan*, urslav. *kupiti*) und für „Zins“ (got. urslav. *lihva*) hin. In dieser Zeit sind auch die Wörter für „Arzt“, „Arznei“, „heilen“ usw. vom got. *laiks* usw. ins urslav. *lēks* usw. gedungen.

Auf drei Begriffsfeldern bietet diese gotische Einflußperiode etwas wirklich Neues: dem Gebiet der Zoologie, dem der Haus- und Küchengeräte und dem der Ernährungswirtschaft. Von zwei Tieren haben die Urslaven erstmalig durch Vermittlung der Goten erfahren: vom „Esel“ (got. *asilus*, urslav. *osulo*) und vom „Kamel“ (der griechische *ἐλέφας* gelangt ins Gotische in der Form *ulbandus* und in der Bedeutung „Kamel“, von hier ins Urslav. als *volebqds*). An Haus- und Küchengeräten haben wir mindestens drei Belege aus dieser Periode: den „Kessel“ (got. *katilus*, urslav. *kotilo*), das „Trinkglas“ (got. *stikls*, urslav. *stoklo*) und den „Tisch“ als Familiennapf, als „Schüssel“ (got. *biuþs*, urslav. *bljuds/o* „Holzschüssel“). Unter den Speisen haben bemerkenswerterweise die Urslaven vor allem das Wort für das „Brot“ von den Goten übernommen (got. *hlāiba* „Laib“ Brot, urslav. *chlēbo*).

So viele der charakteristischsten Beispiele mögen genügen; darüber hinaus gibt es eine nicht geringe Zahl mehr oder weniger sicherer weiterer Entlehnungen dieser Periode.

II. Mittel- und spätgermanische Wörter in den slavischen Einzelsprachen

Vom 5. Jahrhundert n. Chr. an, im Gefolge der Völkerwanderung, bricht die bis dahin im wesentlichen einheitliche urslavische Gemeinschaft auseinander. Ein Teil wanderte in dünnen Linien bis an Elbe und Saale und kam somit in die engste Berührung mit den Deutschen, unter denen sie im Laufe der weiteren Jahrhunderte größtenteils aufgingen, bis auf die kleinen Reste, die wir unter dem Namen der Wenden im Spreewald und in der Oberlausitz kennen. Ein anderer Teil durchbrach die Sudeten nach Südwesten und nahm große Bereiche von Böhmen und Mähren ein. Über die Karpaten und die untere Donau zogen diejenigen Slaven, die sich in der Folgezeit als Bulgaren und Serben entwickelten und ein großes Gebiet der Balkanhalbinsel besetzten, während weiter nach Norden bis zur Adria und in die Ostalpen die Kroaten und Slovenen vorstießen und ihrerseits mit den Deutschen in die engste Berührung gelangten. Getrennt von den Deutschen blieben die östlichen Slaven, von denen die einen, die Ukrainer, sich nach Süden und Südosten in der

Richtung zum Schwarzen Meer und zum unteren Don hin ausbreiteten, die anderen, die Russen, nach Osten und Nordosten schließlich bis zum Ural und darüber hinaus sich ergossen.

Entsprechend den divergierenden Landschaften sind die Berührungen der Slaven nunmehr mit den verschiedenen germanischen Völkern sehr verschiedenartig. Von nun an dringen germanische Wörter jeweils nur zu einem einzelnen Zweig der Slaven; einige dieser Entlehnungen wandern sukzessive auch zu den Nachbarslaven, so daß schließlich auch in diesem Falle ein germanisches Wort von der Mehrzahl der Slaven aufgenommen werden kann.

Drei Richtungen germanischer Wörter dieser gewissermaßen frühmittelalterlichen Periode werden wir unterscheiden dürfen: a) Balkangermanische Wörter dringen ins Südslavische (Altbulgarische, Altserbische) und möglicherweise weiter; b) altdeutsche (althochdeutsche, altsächsische usw.) Wörter dringen ins Westslavische (vornehmlich ins Tschechische und oft darüber hinaus, besonders ins Polnische); c) nordische (normannische, warägische) Wörter gelangen zu den Russen und Ukrainern, d. h. den Ostslaven.

Betrachten wir die drei Gruppen etwas näher!

a) Balkangermanische Wörter im (Süd-)Slavischen

Es ist geschichtlich bezeugt, daß auf der Balkanhalbinsel auch nach dem 5. Jahrhundert eine germanische, im wesentlichen gotische Bevölkerung zurückblieb, die bei dem Einbruch der Slaven auf die Balkanhalbinsel einen sprachlichen Einfluß ausüben konnte. Wenn wir also germanische Wörter von grundsätzlich gotischem Gepräge ursprünglich nur im Südslavischen finden, so können wir mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Entlehnung auf der Balkanhalbinsel seit und nach dem 5. Jahrhundert schließen.

Eine solche liegt bei dem Worte für die „Axt“ vor, die eine für die Germanen kennzeichnende, nach dem „Barte“ benannte Streitaxt wiedergibt: ein balkangotisches *bardō* erscheint zunächst im Altbulgarischen lautgerecht als *brady*, weiterhin im Serbischen, Kroatischen, Slovenischen, dann aber auch — durch die vom Balkan zu den Ukrainern und Russen gelangende Kirchensprache — bei diesen letztgenannten Völkern. Einen ähnlichen Weg geht als Schmuckstück der „Ohrring“; es ist ein balkangotisches *ausakriggs* anzusetzen, das im Balkanslavischen als *usorędzę* erscheint. Ähnlich das Wort für die Schürze oder den Schurz, balkangerman. *skauta-* und südslav. *skuto*. Für den Reigentanz — Tänze gehören zu den viel wandernden Kulturgütern! — nahmen die Südslaven das Wort *liks* von einem balkangotischen *liks*. Wahrscheinlich auch hier haben die Slaven Wort und Begriff für den „Wein“ und die Feige von den Germanen kennengelernt, jenes in der Form *vino* (das also nicht unmittelbar aus dem lateinischen *vinum* genommen ist), dieses in der Form *smoky* (vgl. *Geschmack*). Von den Balkangermanen dürfte zu den Slaven auch etwas gelangt sein, was nach Literatur aussieht: das Wort für den „Buchstaben“, slav. *buky*, im Plural ganz entsprechend dem griechischen *γράμματα* und dem lateinischen *litterae* mit der Bedeutung „Literatur, Schrifttum“. (Der Name für die „Buche“ als Baum und Frucht ist grundsätzlich davon zu trennen.)

b) Altdeutsche Wörter im (West-)Slavischen

Zeitlich liegt diese Periode wohl etwas später als die unter II a genannte der balkangermanisch-slavischen Beziehungen. Dieser altdeutsch-slavische Verkehr ist einerseits durch eine Intensivierung der Christianisierung, andererseits durch die politische Erstarkung deutschen Machtbereichs gekennzeichnet. Die politische Kraft des Deutschtums findet um 800 ihren überragenden Vertreter in der Gestalt Karls

des Großen. Es ist also verständlich, daß neben Kulturgütern alltäglicher Art einige Grundbegriffe des Christentums sowie das Wort für den Herrscher durch den Namen Karls von den Deutschen zu den Slaven hinüberdringen. „Es ist eine unbezweifelbare Tatsache“ — bemerkt Kiparsky a. a. O. 228 mit Recht —, „daß es im 7.—9. Jahrhundert eine ostwärts gerichtete Kulturströmung gegeben hat, die ... sich über das ganze slavische Gebiet“ ausgebreitet hat.

Zu den Kulturgütern des Alltags, die im wesentlichen aus Oberdeutschland zunächst zu den Westslaven gelangten, gehört eine größere Anzahl von Haus- und Küchengeräten, wie die Wörter für das Faß und das Faßchen (slav. *bači* aus altbayr. *butša*, und *bočnja* aus ahd. *budin-*), für den „Schränk“ (*skrinja*), für den Mörser oder die „Stampfe“ (*stopa*), den „Kübel“ (*kobelo*), den „Eimer“ (*phor* aus ahd. *ambar*), für den Kasten, die „Arche“ (*orky* aus altniederd. *arka*), die „Lage“ (*laga*), die „Waage“ (*waga*), die „Lauge“ (*luga*).

In die Handwerkstechnik gehören etwa Wörter für Leim oder „Kleister“ (slav. *kľějo* aus altsächs. *klei*), für den Pflugbaum oder „Grindel“ (*grědelo*), für den „Pflug“ selbst (*pluga*), den „Riemen“ (*remeno*), die Kette (*retědz* aus *reking*) und die „Feile“ (*pila*).

Auch neue Kriegsinstrumente lernten die Westslaven bei den alten Deutschen kennen, so vor allem die „Brünne“ (slav. *brnja*) und die „Trompete“ (*tręba* aus ahd. *trumba*).

Auf die Vertiefung der Handelsbeziehungen deuten zwei Wörter für Geldmünzen: der „Pfennig“ (der zunächst bei den Westslaven als *pěnědz* erscheint) und der „Schilling“ (*skolědz*). Auf die Errichtung von Zollschranken weist das slav. Lehnwort *myto*, das auf ahd. *muta* „Maut“ zurückgehen dürfte.

Die Erweiterung des Horizontes auf zoologischem und botanischem Gebiet erweist das Eindringen des Wortes für den „Affe“ (*opęca*), für den „Lauch“ (*luka*), den „Ahorn“ (*avor*) und das „Obst“ (*ovotjo*). Auch das Wort für den Neger, den „Mohren“ erscheint jetzt bei den Slaven als *murs*.

Einen sehr bemerkenswerten Bedeutungswandel hat das Wort für „Wikinger“ durchgemacht: sie erscheinen als *viędzi* und nehmen die Bedeutung „Helden, Sieger“ an.

Als Bezeichnung für den Herrscher, den König, gewinnt nunmehr der Name „Karls“ des Großen überragende Bedeutung. Ausgehend vom Westen zu Lebzeiten des großen Frankenkönigs, strahlt sein Ruhm zu den Slaven hinüber; sein Name erscheint laut- und mundgerecht bei den Polen als *król*, bei den Tschechen als *král*, weiterhin bei den Ostslaven in der Form *korol*, bei den Südslaven *kral*.

Um diese Zeit, vor oder während der Herrschaft Karls, dringen die Wellen des Christentums mit dem Kulturstrom vom Westen nach Osten vor: das Wort für die „Kirche“ (ahd. *kiricha*), von den Deutschen selbst mittelbar aus dem griechischen *κυριακή* entlehnt, gelangt zu den Slaven als *crky* und verbreitet sich schnell über das ganze slavische Gebiet. Ähnlich ergeht es dem Worte für das „Fasten“ (slav. *post*), den Priester (*phaffo* zu slav. *pop*) und anderen, vornehmlich aber dem Namen des Religionsstifters, der im Slavischen (*chrosto*) die Bedeutung „Kreuz“, dann „Taufe“ annimmt und nur strichweise die Bedeutung des Namens „Christus“ beibehält.

c) Nordgermanische Wörter bei den Ostslaven

Ganz anders ist wiederum Weg, Zeit und Art der von den Nordgermanen, den Normannen (Warägern), zu den Slaven gelangten Wörter. Die Waräger, die vom 8. Jahrhundert an von der Ostsee her für ungefähr vier Jahrhunderte kriegsführend und Handel treibend das ostslavische Gebiet durchzogen und eine Verbindung von der Ostsee bis zum Bosphorus schufen, haben dank ihrer überlegenen Kultur auch den Russen und Ukrainern (und Weißruthenen) ihre Kulturgüter und mit diesen die Worte vermittelt¹⁾. Meist sind diese Lehnwörter im Ostslavischen stecken geblieben, ohne sich über ein weiteres slavisches Gebiet zu verbreiten, da mit Beginn

1) Eine Aufzählung der bisher mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit als nordische Entlehnungen im Ostslavischen festgestellten Wörter bietet zuletzt L. Wanstrat, Beiträge zur Charakteristik des russischen Wortschatzes (= Veröffentlichungen des Slavischen Instituts an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin, Heft 7), Leipzig 1933, S. 30—58.

der Christianisierung im 10. Jahrhundert eine hohe Scheidewand zwischen den von Byzanz aus christianisierten Ostslaven und den römisch-katholischen Westslaven aufgerichtet wurde. Gegenüber den Südslaven aber waren die Ukrainer und Russen in den genannten Jahrhunderten durchaus die Nehmenden. Aber auch im Ostslavischen selbst ist der größere Teil der Lehnwörter dieser Gruppe nicht recht heimisch geworden und hat nur eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer bewiesen. Nur gelegentlich treffen wir sie, dank der ukrainisch-polnischen Staatsgemeinschaft vom 14.—17. Jahrhundert, auf polnischem, noch seltener auf tschechischem Boden.

Unter den besonders verbreiteten Wörtern steht der Völkernamen der *Rus'* an erster Stelle, der ursprünglich einem germanischen Volksstamm Skandiaviens eignete. Der germanische Volksname der *Waräger* hat im heutigen Russischen die Bedeutung eines „herumziehenden Tabulettkrämers“ angenommen. — Im übrigen gehört die überwiegende Masse der aus dem Skandinavischen ins Ostslavische gelangten Wörter dem Fischereigewerbe, dem Handel und dem Gebiet der täglichen Gebrauchsgegenstände an. Wohnkultur, Kleidung und Nahrung, sowie die gesellschaftliche Ordnung schließen sich mit einer etwas geringeren Zahl an.

In die Bereiche der Fischerei gehören drei Ausdrücke für verschiedene Schiffsarten (*bats*, *busa*, *šneka*), ferner der Mast (*šgla*), der Anker (*jakorv*), das Tau zum Ziehen der Netze (*koloda*), das Querbrett auf der Barke (*bebo*), das die Bedeutung „Gegenwind“ annimmt; ferner der Seitenwind (*bŭis*), der Haifisch (*akula*) und der Delphin (*vorvan*).

Auf den Handel weisen Ausdrücke für Maßeinheiten wie das Gewicht von einem Pfund (*pud*), von zehn Pud (*berkovsks*), für ein Landmaß (*vyto*, das die Bedeutung „Steuer“ annimmt), für ein Bündel von vierzig Fellen (*sorok*, heute „vierzig“), für eine kleine Münze (*artuge*) und für den Stempel auf Waren (*klejmo*). Unter den Gegenständen des täglichen Gebrauchs stehen die Wörter für verschiedene Behälter voran: das Bündel wird durch *skirb* und durch *kerb*, der Korb durch *ask* und durch *korzina*, der Ballen durch *kipa*, der Kasten durch *larb* wiedergegeben. Der Bohrer erscheint als *naparje*, das Querholz am Blasebalg usw. als *narva*.

Auf Hauseinrichtung und Wohnkultur weisen die Ausdrücke für den „Stuhl“ (*stul*), die Pritsche (*nary*), den Alkoven (*solnyš*), den Verschlag hinter dem Ofen (*golbec*), das Stockwerk (*jarus*) und den Schuppen für die Fische (*skeja*). Kleidung und Nahrung sind durch das Frauenkleid (*kortel*), die Galoschen (*kragi*), den Mantel (*luda*) und die Seide (*šolk*), sowie das Wort für die Nationalspeise, die Kohlsuppe (*šči*), vertreten. Als Begriffe der Flora mögen die Worte für die Rotweide (*šeljuga*) und den Kreuzdorn (*jašel*) angeschlossen werden.

Zeugnisse für eine starke Beeinflussung der Ostslaven durch die Nordgermanen auf gesellschaftlichem Gebiet sind namentlich diejenigen Wörter, die auf eine Klassenbildung hinweisen: Eine skandinavische Genossenschaft bezeichnet *kolbjag*, den fürstlichen Leibwächter *grido*, den Beamten (in Novgorod) *jabednik*, den Diener und Hausverwalter *ti(v)un*, den Tagelöhner der *bobył*. Die Brautführerin bzw. die Stellvertreterin der Braut bei der Hochzeit, Begleiterin des Bräutigams, die der Braut zunächst sitzt, wird im Altruss. durch *brjudqa* wiedergegeben. Auf gewisse soziale Zustände dürfte auch das bekannte Züchtungsmittel weisen: der „Knoten“ an der Peitsche hieß altnordisch *knútr* und ist in der Form *knut* in der ganzen Welt bekanntgeworden.

d) Der mittelhochdeutsche Einfluß

Das Mittelalter, die Zeit vom 11. bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts, erzeugt immer neue Wellen kultureller Strömungen aus den deutschen Bereichen nach Osten zu den Slaven hin, und mit diesen Wellen dringen, wie üblich, deutsche Wörter in die angrenzenden slavischen Sprachen. Absehen können wir dabei von den slavischen Splittern, die im Anschluß an die Völkerwanderung bis Elbe und Saale dringen, absehen auch von den Wenden in der Lausitz und den Slovizen in Pommern, die, rings von Deutschen umschlossen, ganz im Deutschtum aufgehen und günstigstenfalls ihre ererbte slavische Sprache als intimes Verständigungsmittel für den Hausgebrauch bewahren. Der deutsche Kultureinfluß des Mittelalters offenbart sich besonders nachhaltig auf dem Wege vom Ostfränkischen und Obersächsischen,

von den Räumen zwischen Würzburg/Ansbach und Dresden her, nach Osten und Süden in das Siedlungsgebiet der Tschechen. Teilweise sind es die Wege des Handels und der Kolonisation, teilweise die Vorbilder des Handwerks und des Bergbaus, die im Gefolge der Christianisierung die kulturelle Vermittlung bedingen und den Wortschatz der lernfreudigen Tschechen erweitern. Schwächer, aber deutlich genug erkennbar sind die Wellen, die vom Bayrisch-Österreichischen, aus den Zentren Passau und Regensburg, nach Osten zu den Tschechen schlugen, und diejenigen, die vom Schlesischen her nach Südwesten dringen.

So wird das Tschechische besonders früh und stark mit deutschen mittelalterlichen Kulturwörtern durchsetzt, die ungefähr zur Hälfte ein oberdeutsches, zur Hälfte ein mitteldeutsches Gepräge zeigen¹⁾. Erst die sprachreinigenden Gewaltkuren, die im Anschluß an Aufklärung, Romantik und Völkerfrühling das sprachliche Lehnsgut auszurotten versuchen, haben der tschechischen Sprache äußerlich die deutsche Gewandung abgenommen, während die vielfach unslavische, geradezu deutsch anmutende innere Sprachform des Tschechischen bis heute verblieben ist.

Um ein bis zwei Jahrhunderte später als die Tschechen traten die Polen mit der Annahme des Christentums, gleichfalls aus deutscher Hand, in den Kreis der europäischen Universalkultur ein. Der Weg zu den Polen bildete im wesentlichen eine Fortsetzung der vom Westen und Südwesten zu den Tschechen vorgedrungenen Strömung: er führte von Böhmen über Schlesien zu den Polen. Daher kommt es, daß der Großteil des deutschen Lehnwortschatzes älterer Provenienz im Polnischen eine tschechische Oberfläche zeigt. Denn auf Grund der engen Sprachverwandtschaft war das Tschechische der natürliche Mittler des deutschen Einflusses. Und da die Polen einer Sprachreinigungspsychose nicht in dem Maße wie die Tschechen des 19. Jahrhunderts verfallen sind, bietet uns das heutige Polnisch noch auf weite Strecken einen Wegweiser durch die Bereiche mittelalterlich-deutscher Kultur-
einflüsse.

G. Korb hat in einer 1893 erstmalig, 1935 in zweiter, nur wenig veränderter, Auflage gedruckten Abhandlung „die deutschen Wörter in der polnischen Sprache in sprachlicher und kulturgeschichtlicher Hinsicht“²⁾ behandelt und dabei fast 2 1/2 Tausend alte deutsche Lehnwörter im heutigen Polnisch zusammengestellt. Auch wenn man berücksichtigt, daß ein großer Teil dieses Lehnsgutes im Laufe der Zeit wieder ausgeschieden ist, bleibt noch eine solche Fülle, daß schlecht-hin jedes Lebensgebiet von deutschen Einflüssen gespeist ist.

Diese Einflüsse betreffen vor allem folgendes Lebensbereiche: Kirche und Christentum; die Wörter für Papst, Bischof, Propst, Priester, Mönch, Pfarrer, Kloster, Kirche, Fasten, Kelch, Kreuz und zahlreiche andere sind im Tschechischen wie im Polnischen als mittelalterliche Lehnwörter aus dem Deutschen in lebendigem Gebrauch.

Dasselbe gilt, nur mit der Einschränkung, daß manches Wort aus dem Tschechischen wieder verdrängt ist, von den Begriffen des Rittertums; Beispiele: Ritter, Turnier, Lehen, Graf, Burggraf, Markgraf, Hauptmann (tsch. *hejtman*, p. *hetman*), Adel (tsch. *šlechta*, p. *szlachta*), Wappen (tsch. *erb*, p. *herb* von „Erbe“), Kleinod, Marschall (mhd. *marah-skalk*, tsch. *maršálek*, p. *marszałek*), Hochmeister, Hellebarde, Lanze.

Begriffe des Handwerks: Meister, Zunft (tsch. p. *cech* aus „Zeche“), Werkstatt, Blech, Schraube, Schnur, Röhre, Wanne, Flasche, Draht, löten.

Kleidung: Jacke, Joppe, Kittel, Schürze (*fartuch* aus d. Vortuch), Futter. Menschliche Nahrung: Semmel (tsch. *bulka*, p. *bulka*, Diminutiv von d. Bulle, lat. *bulla*), „Fleck“ (tsch. *flek*, p. *flak*), Zucker, Kaldaunen, Kapaun, schmecken, kosten.

1) Vgl. E. Schneeweis, Lautlehre der deutschen Lehnwörter im Tschechischen (= XV. Jahresbericht der Landesoberrealschule in Zwittau über das Schuljahr 1911/12), Zwittau 1912.

2) Niemczyzna w języku polskim pod względem językowym i cywilizacyjnym. Warschau 1935.

Verwaltung und Gericht: der Vogt (tsch. *vojť*, p. *wójt*), Bürgermeister, Schultheiß (soltys), Richter (tsch. *rychtář*, p. *rychtarz*), Pranger, Urteil, das Pfand (*fant*) . . .

Kunst und Unterhaltung: Maler, Farbe, zeichnen (tsch. *rejsovati*, p. *rysować* von d. reißen), Kunst (tsch. *kunst*, p. *kunst*; tsch. *štuka*, p. *sztuka* von d. Stück); der Reigen (tsch. p. *rej*), Tanz, Scherz (tsch. *žert*, p. *žart*), Schabernack (tsch. *figl*, p. *figiel* aus Figur), Kunstgriff (tsch. p. *fortel* aus d. Vorteil) . . .

Handel, Maße, Geldwesen: Geschäft (tsch. *kšeft*, p. *kszeft*), Kram, Freimarkt, Jahrmarkt, Kirmes; Zoll, Paar, Pfund, Mandel, Dutzend (tsch. *tucen*, p. *tuzin*), Ries (*ryza*); Schoß, Groschen, Heller, Taler, Bank . . .

Abstrakta wie „müssen“, „danken“, sich sorgen (tsch. *fršovati se*, p. *frasować się* von d. fressen), suchen (tsch. *šukati*, p. *szukać*), retten (tsch. *retovati*, p. *ratować*), wünschen, nachlassen (tsch. *folkovati*, p. *folgować* von d. folgen), Falschheit, Gewalt, Schaden . . .

Außerdem sind das Bergbau- und Hüttenwesen, die Land- und Hauswirtschaft, Botanik und Zoologie, Medizin, Verwandtschaftsbezeichnungen und Schimpfworte, Vornamen, Länder- und Völkernamen aus deutscher Quelle im Hochmittelalter zu tschechischem und polnischem Sprachbesitz geworden¹.

Vom Ausgang des 14. Jahrhunderts bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts gehörte der wesentliche Teil der Ukraine, ihr Westen, zunächst lose, seit 1569 in fester Union dem polnischen Königreich an. Die Folge war eine immer stärkere Beeinflussung der Ukraine durch die Polen, die auch in der Sprache deutlich spürbar ist. 1667 fiel ein großer Teil der Ukraine von Polen ab und schloß sich (im Vertrag von Andrusov) an das moskowitisch-russische Reich an, das sich im Laufe des 18. Jahrhunderts weitere Stücke der Ukraine einverleibte. Die Folge dieser Entwicklung war, daß eine Anzahl deutscher, im Polnischen heimisch gewordener Lehnwörter in der ukrainischen Sprache Aufnahme fand und bis heute in ihr lebendig ist, und daß schließlich die Ausläufer dieser Wellen auch in die russische Sprache gelangt sind²).

e) Die Neuzeit

Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß vom Bayrisch-Österreichischen her gleichfalls schon früh im Mittelalter eine Beeinflussung des Slovenischen und weiterhin des Kroatischen stattgefunden hat. Da aber — von unbedeutenden Splittern abgesehen — erst die deutsche Reformation Luthers ein wirkliches Schrifttum bei Slovenen und Kroaten ins Leben rief, fehlt uns das Hauptmittel, den Wortschatz der älteren Sprachperioden des Slovenischen und Kroatischen nach ihrem Lehnwortbestand zu beurteilen. Auf Grund der Lautverhältnisse sind gewisse Schlüsse nach Zeit und Raum möglich, aber bisher fehlt es an den notwendigen Vorarbeiten³).

1) Diese Mittlerrolle des Tschechischen behandelt A. Kleczkowski, *Wyrazy niemieckie w staroczeskim i staropolskim* (Deutsche Wörter im Altschechischen und Altpolnischen), in „*Symbolae grammaticae in honorem J. Rozwadowski*“, II, 331—345, Krakau 1928.

2) Kurze Zusammenfassungen zuletzt bei I. I. Ogijenko, *Inozemnyje elementy v russkom jazykě* (Fremde Elemente in der russischen Sprache), Kiew 1915.

3) Erst in den letzten Jahren hat der Belgrader Germanist M. Trivunac die Behandlung der vorliegenden Fragen für das Serbische und Kroatische in Angriff genommen, ohne die entscheidenden räumlichen und zeitlichen Wanderungen der deutschen Kulturvölker im Südslavischen festzulegen. Jedenfalls gehören die unmittelbaren Berührungen, z. B. zwischen Deutschen und Serben, ganz überwiegend der Neuzeit an, beginnen mit dem Jahre 1527 und verstärken sich im Laufe der Zeit immer mehr. Vgl. M. Trivunac, *Nemački uticaji u našem jeziku* (Deutsche Einflüsse in unserer, d. i. der serbischen, Sprache), Belgrad 1937; derselbe, *Deutsche Lehnwörter im südslavischen Sprachraum* (= Schriften des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts, 2; 24 S.) Belgrad 1941.

Für die Slaven des Balkans (Bulgaren und Serben), für einen Teil der westlichen Ukrainer und Polen, am nachhaltigsten aber für die Kroaten, Slovenen und Tschechen wird Wien die Sonne, die bis in den ersten Weltkrieg hinein ihre Strahlen auf diese Völker und Völkergruppen aussendet. Gleichzeitig übt Preußen-Deutschland seinen Einfluß auf die westlichen Splitter der Polen aus, die von Berlin her politisch und kulturell getragen werden.

Sobald seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts und besonders unter Peter dem Großen († 1725) die Russen in den europäischen Kulturbereich einzutreten versuchen, übernehmen sie in ihre Sprache denjenigen Anteil des deutschen Wortschatzes, der Allgemeingut der europäisch-deutschen Kultur ist und für den eine Empfänglichkeit in einem kulturell zurückgebliebenen Großreich besteht. Zu diesen neuen deutschen Wörtern gesellen sich, namentlich im Rußland Peters des Großen, holländische¹⁾, englische, ja auch schwedische und norwegisch-dänische Wörter.

Die neue Zeit, die infolge der fortgeschrittenen Technik die weiten Entfernungen überbrückt und den Raum Europas gewissermaßen verengt und zusammenschließt, schafft demgemäß eine auf wesentlichen Gebieten gleichförmige Kultur und daher einen vielfach gleichgearteten Wortschatz für die Güter dieser Kultur. So kommt es, daß die vom deutschen Volke ausgehenden Erfindungen und Einrichtungen im übrigen Europa heimisch und, namentlich bei den Slaven, mit deutschen Namen benannt werden. Deutsche Bezeichnungen in Wissenschaft und Technik, in Kunst und Handwerk, in Kleidung und Küche, im Kriegs- und Verwaltungswesen werden vielfach bei Polen und Tschechen, bei Russen, Ukrainern, Slovenen, Kroaten, Serben und Bulgaren gleichermaßen tägliches Gemeingut; oft aber verschwinden sie auch wieder mit einer neuen Mode. Es erweist sich für heute wie für die Jahrtausende der Vergangenheit: Je höher das kulturelle Leben und je größer die politische Macht eines Volkes ist, um so reicher spendet es seinen Nachbarn an Kulturgütern und mit diesen an Sprachgut.

1) Vgl. R. van der Meulen, *De Hollandsche Zee- en Scheepstermen in het Russisch* (=Verhandelingen der K. Akad. van Wet. te Amsterdam, Afd. Letterkunde, N.R. X, 2), Amsterdam 1909. Dazu A. A. Croiset van der Kop, *K voprosu o gollandskich terminach po morskomu dělu v russkom jazykě* („Zum Problem der holländischen Seemannsausdrücke in der russischen Sprache“, in den „Izvēstija otdělenija russkago jazyka i slovesnosti imp. Akad. nauk.“, XV, 4; S. 1—72), St. Petersburg 1910.

EGON VORAUER

Kosaken-Siedlungen in Nordkaukasien

Der Ursprung der Kosaken ist noch nicht in ein wissenschaftlich klares Licht gerückt worden. Weder sorgfältige Forschung in alten Chroniken Moskaus, Kiwens, Nowgorods usw. noch die Versuche, durch Lösung etymologischer Rätsel die Identität des Wortes Kasak oder Kosak mit den Bezeichnungen Kasachia, Kassog, Kassit, Chasar (Chazar), Tscherkeß nachzuweisen und daraus Abstammung und Herkunft der Kosaken herzuleiten, änderten bisher etwas an diesem Tatbestand. Über das erste Auftreten der Kosaken heutiger Begriffsbestimmung fehlen daher zuverlässige Nachrichten.

Auf einem Muttergottesbild in Moskau, welches Ende des 19. Jahrhunderts noch erhalten war und heute sicherlich schon dem bolschewistischen Chaos zum Opfer gefallen ist, befand sich eine Inschrift des Inhalts, daß der Moskauer Großfürst Dmitri Donskoi dieses Bild als Geschenk von Kosaken des oberen Don erhalten habe und daß jene Kosaken sich stets durch große Tapferkeit ausgezeichnet hätten. Dieses ist das einzige bekannte Zeugnis, das das Auftauchen der Kosaken zumindest bis zur Lebzeit Donskois — um 1386 — zurückverfolgen läßt.

Geschichtlicher Siedlungsvorgang

Ende des 15. Jahrhunderts erschien in Nordkaukasien ein kosakischer Flüchtlingsstrom. Es war dies die erste Berührung der Kosaken mit den kaukasischen Völkern. Mit dem Erscheinen der sogenannten Grebenschen¹⁾ Kosaken am rechten Ufer des Terek begann ein fast ununterbrochener Siedlungsvorgang und Kolonisationsprozeß; er wurde später — seit Peter dem Großen — staatlich gelenkt und unterstützt. Die Hauptstanitz (Kosakensiedlung) war zuerst Tscherwlonnaja am linken Ufer des Terek.

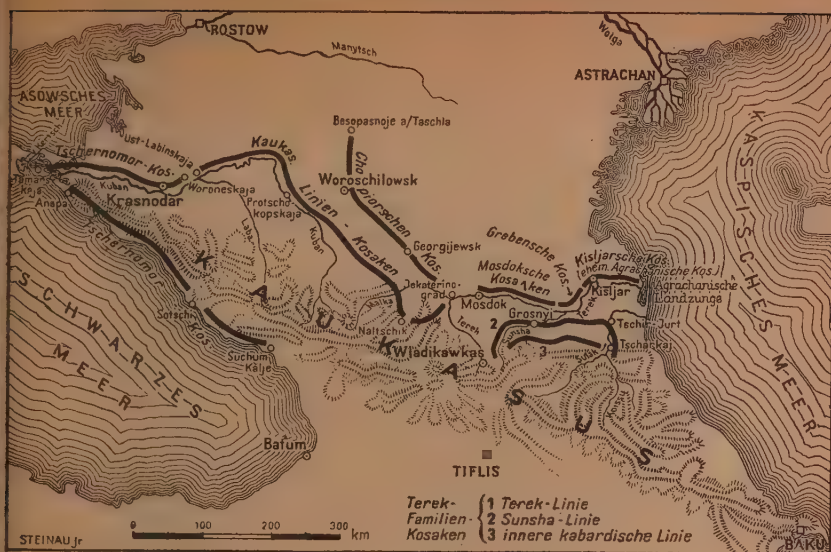
Im allgemeinen ist die Siedlung wie die schnelle Bildung der Kosakenheere überhaupt auf folgende Umstände zurückzuführen: Erstens die Erweiterung und Vergrößerung des moskowitischen Machtbereiches und die Besitznahme weiter unbewohnter Gebiete. Das bisher völlig freie Kosakentum kam damit dem Zugriff und dem Einfluß der Fürsten und Zaren immer näher und suchte sich durch Abwanderung nach Osten und Süden diesen zu entziehen; zweitens die zunehmend drückende Lage und Besteuerung der niederen Klassen, die fast alle Kosten der Staatsführung tragen mußten und der Willkür der Fürsten ausgesetzt waren; drittens die 1590 erfolgte Einführung der Leibeigenschaft der Bauern und die religiöse Unduldsamkeit des fanatisch-katholischen Königs Sigismund III. während der polnischen Herrschaft. Mit den Kosaken wanderten daher auch zahlreiche andere Volks- und Standesteile ab.

Die Kosakensiedlungen in Nordkaukasien haben volklich gesehen zwei Wurzeln: eine ukrainische und eine russische. Die Kosaken des Kuban sehen zu großen Teilen (Tschernomor-Kosaken) auf ukrainische Vorfahren zurück; die des Terekgebietes sind russischen Ursprungs. Beide Gruppen, insbesondere die des oberen Kuban und des Terekgebiets, haben bedeutende Mengen fremden Volkstums in sich aufgenommen.

Kosaken am Terek

Nach der Unterwerfung des Gebietes von Rjasan befahl Iwan der Schreckliche den Donkosaken, 1540 nach Susdal an der Nerl, ungefähr 200 km nördlich, umzusiedeln und ihm dort als Strelitzen (Leibgarde) zu dienen. Sie weigerten sich aber und zogen die Flucht nach

1) Abgeleitet vom russ. *greben*, Kamm, Bergrücken; hiermit sind also die am Saum des Kaukasus siedelnden Stämme gemeint.



der Wolga vor. Sie schifften auf selbstgebauten Barken donabwärts bis Zarizyn (Stalingrad), zogen von dort zur Wolga und dann flußabwärts zum Kaspischen Meer. Unterwegs nahmen sie auch „freie“ Wolga-Kosaken auf, die von Iwan wegen „Räuberei“ durch eine Strafexpedition unter der Führung Muraschkins verjagt worden waren. Außer den Kosaken von Rjasan, die zum großen Teil getaufte Tataren in ihre Gemeinschaft aufgenommen hatten, schlossen sich auch später noch zahlreiche Tataren aus den eroberten Khanaten von Kasan und Astrachan an. Am rechten Ufer des Terek und im Tale seines Nebenflusses, der Sunsha, fand der Flüchtlingsstrom als Grebensche Kosaken seine neuen Wohnsitze. Die zahlreichen Volkssplitter, die er mit sich führte, scheinen aber doch — zumindest sprachlich — die Einheit des russischen Kernes nicht zerstört zu haben.

Das von den Grebenschen Kosaken und später auch vom Terek-Familien-Heer besiedelte Gebiet griff im Süden in die Wohnsitze der Tschetschenen und Inguschen, im Osten in die der Kumyken und im Westen in das Land der Kabardiner ein. Nach dem Norden lag das Land frei und unbesiedelt; es wurde nur von nomadischen Steppenvölkern durchzogen.

Einige Zeit nach der Landnahme der Grebenschen Kosaken erschienen in Moskau Abgesandte der Kabardiner, um Iwan IV. zu bitten, das kabardinische Gebiet unter seinen Schutz zu nehmen. Auch eine Abteilung von Grebenschen Kosaken befand sich unter den Bittstellern. Diesen wurde ihre „Fahnenflucht“ nicht nur vergeben, sondern sie wurden sogar mit dem „freien Terekfluß und all seinen Zuflüssen beschenkt“. Es wurde ihnen außerdem befohlen, sein „kabardinisches Erbe“ zu schützen. Iwan IV. heiratete eine kabardinische Prinzessin. Auf die Bitte seines Schwiegervaters, Fürst Temrink, entsandte er Woiwoden nach dem Kaukasus. 1563 kamen Gregori Plotchev und 1568 der Kosakenführer Andrej Bibikov, der Waffenführer des Eroberers Westsibiriens, Jermak Timofewitsch, mit zahlreichen Kosaken und schwer bewaffneten Truppen. In der Nähe des Zusammenflusses des Terek mit der Sunsha wurde im Jahre 1577 eine Festung Terek angelegt. Dieses Jahr wird als das Stiftungsjahr des Terek-Heeres angegeben, in dessen Verband das Grebensche Heer später überging. Bald darauf wurde die Festung wieder aufgegeben und im Jahre 1586 eine neue, ungefähr 16 km von der Mündung des Terek (in der Nähe des heutigen Alexandrinskaja) gegründet. An dieser einsamen Stelle saßen schon zahlreiche freie Wolga-Kosaken, die seinerzeit vertrieben und hierher geflüchtet waren. Außer den Wolga-Kosaken fanden hier aber auch noch die Flüchtlinge und Ausgestoßenen der kaukasischen Berg- und Nomadenvölker Zuflucht, so Kabardiner, Tschetschenen, Tscherkessen, Karabulaken, Nogaier usw. Beim Eintreffen der Woiwoden

Iwans IV. unterwarfen sich alle diese russischen und nichtrussischen Ansiedler. Mit ihnen wurde dann das neue Kosakenheer am Terek — das Terek-Familien-Heer — aufgefüllt; auch eine große Anzahl livländischer und litauischer Gefangener wurde hierher verschickt.

So gab es zu Beginn des 17. Jahrhunderts am Terek zwei Kosakenheere: das Grebensche Heer, mehr im Süden, am Katschkalkischen Gebirge zwischen den Forts Gersel-Aul und Umachan-Jurt oder längs der Berge zwischen der Mialtischen Überfahrt und dem Fort Gersel-Aul; das Terek-Familien-Heer, weiter nördlich am Unterlauf des Terek zwischen der Teilung der Terekarme bei Kargalinskaja und der Festung Terek bei Alexandrinskaja am Kaspischen Meer. Beide lebten nach ihren alten kosakischen Gebräuchen und Sitten und waren nur in bezug auf Kriegsdienst von den eingesetzten Woiwoden abhängig.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts verwandelte sich das anfänglich freundschaftliche Verhältnis der Kosaken zu ihren Nachbarn, den Tschetschenen, in einen Zustand der gegenseitigen erbitterten Bekämpfung. Der von den Kosaken und zaristischen Truppen stark bedrängte Schamchal von Tarku wandte sich an den Sultan Mahomed III. um Hilfe. Im Frühjahr 1605 begann dessen Pascha mit den Kumyken, Lesgiern, Awaren und den Vasallen der Türken, den Tschetschenen, den Kampf. Dies ist der Beginn der großen, erbitterten kaukasischen Kriege. Sie wurden erst mit der Eroberung des gesamten Kaukasus im Jahre 1860 beendet.

Nach jener ersten Schlacht aber verwischten sich für 118 Jahre die Spuren moskowitischer und russischer Herrschaft im Dagestan. Die Terekefestung bildete nun den äußersten Verbindungspunkt zwischen Rußland und Georgien. Daher wurde sie im Jahre 1646 nach neuer Methode von dem niederländischen Ingenieur Clausen verstärkt. Im Jahre 1711 nahm Generaladmiral Feodor Apraksin die Kosaken nach langjährigen blutigen Kämpfen mit den Tschetschenen auf das linke Terekufer zurück. Die Grebenschen Kosaken wurden oberhalb der Terek-Familien-Kosaken postiert. Bald nach der Landung Peters d. Großen mit einem großen Heer auf der Agrachanischen Landzunge (Kosa Utsch) wurde am linken Ufer der Sulak die Festung des „Heiligen Kreuzes“ als Operationspunkt errichtet. Im Jahre 1724 führte er 1000 Familien der Don-Kosaken hierher; sie wurden in festen Dörfern (Stanitzen) am Sulak und längs der Agrachanischen Landzunge und zum Teil am gegenüberliegenden Ufer mit Terek-Familien angesiedelt. Sie wurden jetzt als Agrachan-Kosaken bezeichnet. Zur Verstärkung des Grebenschen Heeres wurden weitere 500 Familien vom Don geholt. Zwecks Sicherung der neuen russischen Südgrenze am Terek wurde die Festung Kisliar erbaut und in sie das gesamte Heer und aus gesundheitlichen Gründen auch die Mehrzahl der Familien aus der Festung des „Heiligen Kreuzes“ überführt. Die Agrachanischen Kosaken lassen sich nun hauptsächlich in drei befestigten Städten am linken Terekufer nieder: Kargalinskaja, Dubowskaja und Borodinskaja.

Die Kosaken des Terekgebietes bildeten im Jahre 1736 somit drei Gruppen: die Grebenschen Kosaken in den Stanitzen Tscherwonnaja, Tschedrinskaja, Starogladkowskaja, Kurdukowskaja und Grebenskaja; die Kisliarschen Kosaken in den Stanitzen Kargalinskaja, Dubowskaja, und Borodinskaja, ferner in Kisliar, das außerdem von Armeniern, Georgiern u. a. bevölkert war; und die Terek-Familien-Kosaken in den restlichen Stanitzen.

Um die Festung Mosdok mit den Stanitzen der Grebenschen Kosaken, die über 100 km entfernt wohnten, organisch zu verbinden, wurden 1771 von der Wolga abermals 517 Familien, die ihrerseits kurz zuvor vom Don dorthin überführt worden waren, an den Terek gebracht. Diese Mosdokschen Kosaken siedelten in den Stanitzen Kalinowskaja, Mekenaskaja, Naurskaja, Ischtscherskaja und Galugajewskaja sowie in Mosdok.

Selbst im 18. Jahrhundert hatte die Landwirtschaft eine geringe Bedeutung. Da es unter den Kosaken keinen persönlichen Grundbesitz gab, konnte jeder, wo es ihm paßte, sich ein beliebig großes Stück Land zur Bearbeitung aussuchen. Erst im 19. Jahrhundert wurde der bis dahin im Heeresbesitz befindliche Boden verteilt. Der größte Teil wurde in bestimmten, abgegrenzten Anteilen (Jurt) den Stanitzen zugewiesen. Dabei rechnete man für jeden männlichen Kosaken 30 Deßjatinen, das sind ungefähr 33 Hektar. Es gab aber Stanitzen, in denen einzelne Kosaken bis zu 500 Deßjatinen (etwa 540 Hektar) bebauten, während andere völlig landlos waren. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte man Bauern als Leibeigene auf den Gütern der Gutsbesitzer und verdienten Soldaten, zum Teil aber auch in Kosakenstanitzen angesiedelt. Bei der Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) wurden diesen Bauern weit geringere Landanteile zugesprochen als den Kosaken. So war der Bauer gezwungen, Land zu pachten. Da das Kosakenland rechtlich unverkäuflich war, verpachteten die Kosaken zum großen Teil ihren „Pai“ (Anteil), um angenehmeren Beschäftigungen nachzugehen.

Die ältesten Kosakenstanitzen lagen vorwiegend an den großen und größeren Flüssen. Als sie entstanden, boten die bewaldeten Flußufer den einzigen natürlichen Schutz gegen die Feinde. Der Fisch- und Wildreichtum sicherte die Ernährung, und die Flüsse waren zugleich die besten und sichersten Verbindungswege. Diese Rücksichten und die Gefahren der Überschwemmung veranlaßten die Kosaken, ihre Häuser nach Möglichkeit am schmalen Steilufer zu bauen. Außerdem bildeten die großen Flüsse Kaukasiens lange Zeit hindurch noch wichtige strategische Grenzen. So ziehen sich viele alte Stanitzen in langen Zeilen am Ufer entlang. Die meisten Stanitzen hatten keine andere Verschanzung als eine dicke Umzäunung von dornigen Zweigen, die sich schwer überklettern, aber desto leichter in Brand stecken ließen. Oft waren Dörfer auch mit Gräben umgeben. Zwischen den verschiedenen Stanitzen befanden sich Späherposten, besonders an all den Stellen, wo der Übergang über die Flüsse leicht durchführbar war. Diese Schilderhäuschen standen auf hohen Pfählen wie ein Anstand. Festungen und Forts (Kreposten) sicherten die einzelnen Verbindungen. Patrouillen sicherten das Land zwischen den Posten. Ein wohlorganisiertes Stafettensystem zur Nachrichtenübermittlung diente dazu, die Forts und Stanitzen bei Annäherung des Feindes zu alarmieren.

Einen anderen Siedlungstyp zeigen die großen Ortschaften neuerer Zeit. Auch sie liegen an irgendeinem Flüssen, da das Land meist wasserarm ist. Eine Schutzlage war jetzt nicht mehr in diesem Maße notwendig. Sie zeigen den typischen schachbrettartigen Grundriß der Siedlungen der Ebene. Fünf und mehr Straßen werden rechtwinklig von ebensoviel anderen geschnitten und teilen das Dorf in eine Anzahl regelmäßer Quadrate. Die ungepflasterten Dorfstraßen sind 20—30 m breit; an wichtigen Kreuzungen steht ein Brunnen. Die kleinen Häuser, meist aus Lehm, Schieferblöcken oder Rohrstengeln erbaut und mit Zäunen aus Flechtwerk umgeben, machen einen freundlichen Eindruck. An bevorzugter Stelle, meist in der Mitte der Ansiedlung, steht ein steinernes Kirchlein mit seinem charakteristischen Turm und Türmchen. Die Mauern sind durchwegs weiß angestrichen, das Dach und die Türme von hellgrüner Farbe.

Der strenge Heeresdienst bis in ferne Lande, die alten Kriegstraditionen und ein gewisser Ständesstolz waren der friedlichen und geduldigen Bauernarbeit nicht sehr förderlich. So ist es auch zu verstehen, daß viele Kosakensiedlungen im Vergleich zu den benachbarten Bauerndörfern verwahrlost aussahen. Der Gegensatz zwischen Kosaken und landarmen Bauern vergrößerte sich immer mehr. Die Bauern sahen in den Kosaken eine Gemeinschaft von Bedrückten. Im Kosakentum des 20. Jahrhunderts herrschte außerdem eine starke soziale Differenzierung. In den Revolutionsjahren und während der Bürgerkriege wurde dann die Parole laut: „Das Land demjenigen, der es bebaut!“

Die Sowjetregierung beseitigte alle Sonderstellungen der Kosaken: Echtes Kosakentum hat es dann in der Sowjetunion kaum mehr gegeben.

Im Gegensatz zu den Tschernomor-Kosaken sind die Kaukasischen Linien-Kosaken des Kuban, die von Ust-Labinskaja (d. i. an der Labamündung) bis Jekaterinograd an der Malka über Protschokopskaja (Protschnoi-Okop) am Kuban, nördlich des heutigen Armavir, siedelten, russischen Ursprungs, da sie zum großen Teil vom Don und der Wolga kamen. Außerdem begannen man Personen verschiedener Stände und völkischer Abstammung in den Kosakenstand zu verwandeln, so z. B. im Jahre 1832 31 Ortschaften des Stawropoler Gouvernements (Woroschilowsk). Die Kosaken nahmen mit Vorliebe geraubte Tscherkessinnen zu Ehefrauen; es trat bald eine starke Vermischung ein. Auch in der Tracht paßten sich die Kaukasischen Linien-Kosaken stark an das tscherkessische Vorbild an.

Um die Verbindung mit der Terek-Linie zu verstärken, führte der Astrachanische Gouverneur Potemkin im Jahre 1777 540 Familien Wolga-Kosaken und 520 Familien Don-Kosaken vom Choper (Nebenfluß des Don), 200 persische Familien aus Saratow sowie freie, grundbesitzende Bauern und Soldaten in die Gegend zwischen der Malka und der Srednij-Jegorlyk; er ließ Festungen und Siedlungen anlegen. So entstanden die Festung Jekaterinograd, das Fort Pawlowskaja an der Malka, Marinskaja a. Solka (heute auch Eisenbahnstation), die Festung des „Heiligen Georg“ Georgijewsk, das Fort Alexandrowskaja am Tumuslowka, das Fort Sewernoje, Stanitza Sergiewskaja am Kalanus, Beschpagir, die Festung und Siedlung Stawropol (Woroschilowsk), ferner die Forts Moskowski, Donsk und Besopasnje am Taschla der Chopiorschen Kosaken der Kaukasischen Linie. Aus den Festungen und Forts wurden große Ansiedlungen, und die Stanitzen nahmen an Zahl ständig zu.

Im Jahre 1860, im Zuge der großen kaukasischen Kolonisation, wurden die Kosakenregimenter und -heere neu organisiert. Das Tschernomor-Heer bildete nun, durch das Kaukasische Linienheer des Kuban und der Chopiorschen Kosaken verstärkt, das Kuban-Heer; der Rest — also die linke Flanke — bildete das Terek-Heer. Nach vollendeter Unterwerfung wurde den Bergvölkern freigestellt, entweder nach der Türkei auszuwandern oder aber nach Gebieten zu übersiedeln, die ihnen am Kuban und seinen Zuflüssen zugewiesen wurden. Die frei gewordenen Ländereien sollten die Kosaken erhalten. Gemäß seiner Verordnung von 1862 über die „Besiedlung der Vorberge des westlichen Kaukasus“ sollten hier rund 17 000 Familien angesiedelt werden. Bis 1864 wurden über 14 000 Familien auf 76 neuen Stanitzen angesiedelt. Um die Jahrhundertwende verlor die kaukasische Kolonisation immer mehr den Charakter einer Kosakenansiedlung; immer größere Teile der Siedler waren ukrainische und russische Bauern oder Soldaten oder aber eben erst in den Kosakenstand „versetzt“.

Kosakische Wirtschafts- und Siedlungsformen

Durch die Ausbreitung des Zarentums im 18. Jahrhundert verlor das Dongebiet seine Bedeutung als Schutzwall gegen die Völker Asiens. Das Don-Heer war zu einem Reservoir und zur Stammformation für die Auffüllung anderer Kosakenheere geworden. Unter den neuen Verhältnissen ging eine schnelle Umwandlung des Kosakencharakters vor sich. Die besten Kosakentugenden — Abenteuerlust, Mut und Selbständigkeit im Handeln — gingen zum großen Teil verloren; bei den Kosaken Kaukasiens blieben sie infolge der harten Kämpfe am längsten erhalten.

Dieser Vorgang wurde treffend von dem Forschungsreisenden Moritz Wagner geschildert, der von 1843—1846 die kaukasischen Kosakengebiete bereiste. Er berichtete beispielsweise von den verschiedenen Lebensschicksalen dreier Don-Kosaken der gleichen Familie, Urgroßvater, Vater und Sohn. Aus den wilden „Steppenteufeln“ waren wöhlerzogene, salonfähige und gedrillte Friedenssoldaten geworden.

Dieselbe Wandlung machte die Kosakenwirtschaft und -siedlung durch. Die ersten Versuche, Bodenkultur einzubürgern, stießen bei der Mehrzahl der echten Kosaken, die sich lieber mit Fischen und Jagen beschäftigten, auf Widerstand; sie sahen darin eine drohende Umwandlung ihrer Eigenart, ein Nachlassen ihrer soldatischen und kriegerischen Eigenschaften. Der kosakische „Heeresring“ sandte daher eine Verfügung an die Siedlungen mit dem strengen Verbot des Ackerbaus.

Selbst im 18. Jahrhundert hatte die Landwirtschaft eine geringe Bedeutung. Da es unter den Kosaken keinen persönlichen Grundbesitz gab, konnte jeder, wo es ihm paßte, sich ein beliebig großes Stück Land zur Bearbeitung aussuchen. Erst im 19. Jahrhundert wurde der bis dahin im Heeresbesitz befindliche Boden verteilt. Der größte Teil wurde in bestimmten, abgegrenzten Anteilen (Jurt) den Stanitzen zugewiesen. Dabei rechnete man für jeden männlichen Kosaken 30 Deßjatinen, das sind ungefähr 33 Hektar. Es gab aber Stanitzen, in denen einzelne Kosaken bis zu 500 Deßjatinen (etwa 540 Hektar) bebauten, während andere völlig landlos waren. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte man Bauern als Leibeigene auf den Gütern der Gutsbesitzer und verdienten Soldaten, zum Teil aber auch in Kosakenstanitzen angesiedelt. Bei der Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) wurden diesen Bauern weit geringere Landanteile zugesprochen als den Kosaken. So war der Bauer gezwungen, Land zu pachten. Da das Kosakenland rechtlich unverkäuflich war, verpachteten die Kosaken zum großen Teil ihren „Pai“ (Anteil), um angenehmeren Beschäftigungen nachzugehen.

Die ältesten Kosakenstanitzen lagen vorwiegend an den großen und größeren Flüssen. Als sie entstanden, boten die bewaldeten Flußufer den einzigen natürlichen Schutz gegen die Feinde. Der Fisch- und Wildreichtum sicherte die Ernährung, und die Flüsse waren zugleich die besten und sichersten Verbindungswege. Diese Rücksichten und die Gefahren der Überschwemmung veranlaßten die Kosaken, ihre Häuser nach Möglichkeit am schmalen Steilufer zu bauen. Außerdem bildeten die großen Flüsse Kaukasiens lange Zeit hindurch noch wichtige strategische Grenzen. So ziehen sich viele alte Stanitzen in langen Zeilen am Ufer entlang. Die meisten Stanitzen hatten keine andere Verschanzung als eine dicke Umzäunung von dornigen Zweigen, die sich schwer überklettern, aber desto leichter in Brand stecken ließen. Oft waren Dörfer auch mit Gräben umgeben. Zwischen den verschiedenen Stanitzen befanden sich Späherposten, besonders an all den Stellen, wo der Übergang über die Flüsse leicht durchführbar war. Diese Schilderhäuschen standen auf hohen Pfählen wie ein Anstand. Festungen und Forts (Kreposten) sicherten die einzelnen Verbindungen. Patrouillen sicherten das Land zwischen den Posten. Ein wohlorganisiertes Stafettensystem zur Nachrichtenübermittlung diente dazu, die Forts und Stanitzen bei Annäherung des Feindes zu alarmieren.

Einen anderen Siedlungstyp zeigen die großen Ortschaften neuerer Zeit. Auch sie liegen an irgendeinem Fließchen, da das Land meist wasserarm ist. Eine Schutzlage war jetzt nicht mehr in diesem Maße notwendig. Sie zeigen den typischen schachbrettartigen Grundriß der Siedlungen der Ebene. Fünf und mehr Straßen werden rechtwinklig von ebensoviel anderen geschnitten und teilen das Dorf in eine Anzahl regelmäßiger Quadrate. Die ungepflasterten Dorfstraßen sind 20—30 m breit; an wichtigen Kreuzungen steht ein Brunnen. Die kleinen Häuser, meist aus Lehm, Schieferblöcken oder Rohrstengeln erbaut und mit Zäunen aus Flechtwerk umgeben, machen einen freundlichen Eindruck. An bevorzugter Stelle, meist in der Mitte der Ansiedlung, steht ein steinernes Kirchlein mit seinem charakteristischen Turm und Türmchen. Die Mauern sind durchwegs weiß angestrichen, das Dach und die Türme von hellgrüner Farbe.

Der strenge Heeresdienst bis in ferne Lande, die alten Kriegstraditionen und ein gewisser Ständesstolz waren der friedlichen und geduldigen Bauernarbeit nicht sehr förderlich. So ist es auch zu verstehen, daß viele Kosakensiedlungen im Vergleich zu den benachbarten Bauerndörfern verwahrlost aussahen. Der Gegensatz zwischen Kosaken und landarmen Bauern vergrößerte sich immer mehr. Die Bauern sahen in den Kosaken eine Gemeinschaft von Bedrückern. Im Kosakentum des 20. Jahrhunderts herrschte außerdem eine starke soziale Differenzierung. In den Revolutionsjahren und während der Bürgerkriege wurde dann die Parole laut: „Das Land demjenigen, der es bebaut!“

Die Sowjetregierung beseitigte alle Sonderstellungen der Kosaken: Echtes Kosakentum hat es dann in der Sowjetunion kaum mehr gegeben.

BRUNO KRÖMKE

Der Große Sowjet-Weltatlas

Im Jahre 1934 wurde in Moskau das „Institut des großen Sowjet-Weltatlas“ gegründet. Eine große Programmschrift umriß in echt bolschewistischer Weise den Plan, den „größten, besten“ Atlas der Welt zu schaffen; an Umfang, Format und wissenschaftlichem Gehalt sollte er alles übertreffen, was in der Welt bisher dagewesen war. Diese Aufgabe wollte man in der kurzen Zeit von drei Jahren lösen. Bei der Beurteilung des Atlases darf man diese hohen Ansprüche nicht vergessen; desto besser läßt sich beurteilen, was nun vorliegt.

Das Wissenschaftliche Verlagsinstitut des großen Sowjet-Weltatlas, mit ungefähr 200 Mitarbeitern und einem Jahresbudget von 12 Mill. Rubel, erhielt die Juden Motylew und Siman als Leiter. Eine große Anzahl von Wissenschaftlern und Partei- und Staatsfunktionären wurde in Einzelaufträgen mit der Herstellung oder Materiallieferung betraut. Kaum eine Stelle wurde nicht für die Arbeit herangezogen, soweit ihr Arbeitsgebiet zu dem Dargestellten engere Beziehungen hatte. Die Mitarbeiter des Instituts, der sogenannte „wissenschaftliche Stab“, waren in der Mehrzahl gerade ausgebildete Studenten oder Techniker ohne Erfahrung; sie brachten nur das bolschewistische Schulwissen mit, über dessen Minderwertigkeit nicht gesprochen zu werden braucht. Von einer sorgfältigen fachlichen Ausbildung im Sinne der unserern waren sie weit entfernt. Der gesamte technische Apparat (Maschinen, Arbeitsmaterial usw.) wurde aus Deutschland bezogen.

Der Atlas sollte drei Bände umfassen. Davon liegen vor: I. Band, 1. Teil: Weltkarten; 2. Teil: Karten der UdSSR.; II. Band: Politische, Übersichts-, Wirtschafts- und physische Karten der UdSSR. Der III. Band: „Übersichts- und Wirtschaftskarten der ausländischen Staaten“, ist nicht erschienen. In einem Punkt unterscheidet sich der Sowjet-Atlas von den bekannten Weltatlanten tatsächlich: alle Arten von Karten, die bei uns auf Hand-, Schul- und Spezialatlanten verteilt sind, ja teilweise nur in Spezialwerken erscheinen, sind hier in einem einheitlichen Werk zusammengefaßt.

Der I. Band, 1. Teil (Weltkarten) ist für uns ohne besonderes Interesse. Die Karten betreffen fast ausnahmslos Gebiete und Fragen, bei denen wir über weit besseres und zuverlässigeres Material verfügen als die Sowjets. Eine Ausnahme machen nur die Karten 18/19 „Arktis“ und 20 „Karisches und Barentsmeer“. Diese beiden wurden von dem Forscher und Kartographen Ssalschew unter Ausnutzung des neuesten Materials des Instituts für den Nördlichen Seeweg „Sewmorputj“ in Leningrad hergestellt und dürften der geographischen Forschung des Auslandes bisher nicht bekannte Einzelheiten enthalten. Weitere Karten (6: „Geographische Expeditionen und Entdeckungen“ und 7: „Kartographische Erforschung der Erde“) sind von Interesse, weil sie die letzten Forschungsreisen der Sowjets zeigen und die Aufklärung über den Stand der kartographischen Aufnahmen in der Sowjetunion geben, und 78 bis 83, die die heutige politische Weltkarte und die des Stillen Ozeans bringen.

Der I. Band, 2. Teil enthält die Karten der UdSSR., zunächst für das ganze Gebiet der Union. Es handelt sich um zwei Gruppen von Karten: Einmal um die physiogeographischen Karten (Blätter 84—125) und um die Wirtschaftskarten (Blätter 126—168). Beide Gruppen unterscheiden sich nicht nur durch ihre Zielsetzung, sondern weitgehend durch ihren Wert. Die physiogeographischen und mit ihnen verwandten Karten geben uns einen Einblick in die natürlichen Verhältnisse der Sowjetunion und sind daher zur allgemeinen Orientierung von Wert. Der Vorzug ist, daß agitatorische Gesichtspunkte nicht so im Vordergrund stehen wie bei den übrigen Karten. Trotzdem muß selbst hier ein Vorbehalt gemacht werden: alle Karten sind in den Einzelheiten unzuverlässig. Man braucht nur die sich überdeckenden Teile verschiedener Karten zu vergleichen, um grobe Fehler, Ungenauigkeiten und schlechte Generalisierung festzustellen. Bei den morphologischen Karten handelt es sich um in dieser Art für die UdSSR. völlig neue Karten. Wer die Schwierigkeit der Herstellung morphologischer Karten kennt, wird erstaunt sein, mit welcher Detaillierung der Geograph Dobrynin die Karten gezeichnet hat; stehen doch nicht genügend Untersuchungen zur Verfügung, um die endgültige Anfertigung solcher Karten zu ermöglichen. Sie sind daher nur als Entwürfe anzusehen. Auch

die Terminologie dieser Karten, vor allem der geologischen, zeigt einen Abstand gegenüber unseren Karten, der dem Abstand der Sowjetwissenschaften von den unsrigen entspricht. Bei den wirtschaftlichen Karten dieses Bandes stehen die agitatorischen Gesichtspunkte weitgehend im Vordergrund. Diese Karten sind nur so weit benutzbar, wie sie über natürlich gegebene Verhältnisse, Vorräte und Lagerstätten Auskunft geben, nicht aber in bezug auf Umfang der Produktion und Größe der Ausbeutung. Ein bezeichnendes Licht auf die Nationalitätenpolitik der Bolschewisten wirft die Tatsache, daß eine Nationalitätenkarte für die Sowjetunion fehlt!

Der II. Band bringt gleichfalls zwei verschiedene Gruppen von Karten: erstens die Übersichtskarten der einzelnen Republiken, Kraja und Gebiete, dazu einige physiogeographische Karten; zweitens die Wirtschaftskarten, die in unmittelbarer Gegenüberstellung gegeben werden, so daß jedes Mal ein Vergleich möglich wird. Die Urkarten für die Übersichtskarten wurden nicht im Institut angefertigt, sondern in den „Kartenfabriken“ der jeweiligen Republiken und Gebiete. In bezug auf ihren Inhalt könnten sie daher, mit Vorbehalten, mehr als andere Karten des Atlases als zuverlässig gelten. Die Auswahl des Materials und seine kritische Bearbeitung ist aber uneinheitlich. Als Unterlage wurden häufig die Originalaufnahmen (russische Meßtischblätter) und Generalstabskarten benutzt. Sie haben größtenteils einen Maßstab, der unter 1:100 000 liegt; so wäre eine sorgfältige Generalisierung notwendig gewesen, um die Übersichtskarten des Atlases in den Maßstäben von 1:1 000 000 bis 1:2 500 000 zeichnen zu können. Diese Arbeit ist von den jungen und ungebildeten Kartographen nicht mit genügender Sorgfalt betrieben worden. Die Urkarten wurden nach Moskau ins Atlasinstitut zur Redaktion übersandt und hier nach anderem kartographischen Material überarbeitet. Da das häufig nach anderen Gesichtspunkten geschah, wurden die Karten dadurch mehr verschlechtert als verbessert. Es finden sich so alte, überholte und neue Elemente auf den Karten nebeneinander, die das Kartenbild z. B. in Namengebung und Geländezeichnung uneinheitlich machen.

Man darf nicht glauben, daß die Übersichtskarten ein Kartenbild nach neuestem Stand der Geländeaufnahme geben. Gerade diese Karten sind einer besonders scharfen Zensur seitens der GPU. unterworfen worden, die eine nicht unerhebliche Anzahl von „militärischen“ Objekten aus den Karten entfernte. Besonders Zweigbahnen zu wichtigen Fabriken, Straßen, Brücken, einzelne Fabrikanlagen usw. wurden davon betroffen. In besonderem Maße gilt das von den Nebenkarten in größeren Maßstäben. Da bei den Sowjets auch in Friedenszeiten die harmlosesten Objekte für „geheim“ erklärt wurden, dürfte die Zahl der entfernten Objekte nicht klein sein. Immerhin sind diese Karten für die allgemeine Orientierung von Nutzen, wenn man die oben gemachten Einschränkungen nicht außer acht läßt.

Ein besonderer Fortschritt der Karten, auf den die Sowjets nicht wenig stolz waren, ist die Wiedergabe des Reliefs in Isohypsen. Jeder Eingeweihte weiß, wie schwierig solche Karten zu zeichnen sind und daß man bei der Generalisierung hier besonders sorgfältig sein muß. Infolge mangelnder Sorgfalt bei der Zeichnung treten Abweichungen nachweislich in Fülle auf.

Die Hauptgrundlage für die Wirtschaftskarten bildete die offizielle und nicht-offizielle — geheime — Sowjetstatistik. Wer mit sowjetischen Statistiken gearbeitet hat, wird wissen, wie unzuverlässig sie sind. Die Grundlage der Sowjetstatistik sind ja nicht absolute Zahlen, die Jahr für Jahr in ihrer wahren Größe und in ihrer Zu- und Abnahme festgehalten werden, sondern größtenteils „Plan“ziffern und relative Zahlen des „Wachstums“. Da die Zurückhaltung der Sowjetstatistik eine politisch-agitatorische Wurzel hat, ist ohne weiteres klar, daß das auch für das Zahlenmaterial des Sowjetatlases gilt. Alle Zahlenangaben des Atlases sind somit mit der größten Vorsicht aufzunehmen; sie führen unbedingt zu falschen Schlüssen. Die Art der Zahlenangaben der graphischen und kartographischen Darstellung gestatten keine exakten Vergleiche. Die industrielle Produktion wird auf den Karten statt in Arbeiterzahlen oder Produktionsmengen in Rubeln der Jahre 1926/27 angegeben, also in einem Zwischenwert, dessen Fehlerquellen wir nicht überblicken können.

An Stelle vieler Beispiele seien die Arbeitsmethoden der Sowjets an der Karte der Bevölkerungsdichte der UdSSR. charakterisiert. Diese Karte ist mit besonderer Vorsicht zu gebrauchen, weil alle Angaben als übertrieben angesehen werden müssen. Die letzte allgemeine Volkszählung, die bei Anfertigung des Atlases (1935/36) vorlag, war die vom Jahre 1926. Dazu kamen Zwischenzählungen, besser Schätzungen, deren Ergebnisse aber nie

vollständig vorlagen. Da man aber „neueste“ Zahlen geben wollte, hat man sich für den Atlas eine eigene Berechnungsmethode ausgedacht: Die Bevölkerung der Sowjetunion betrug nach der Zählung von 1926 146 Millionen; für das Jahr 1936 wurde sie auf 180 Millionen geschätzt; also versah man alle Zahlen von 1926 mit dem entsprechenden prozentualen Zuwachs und fertigte die Karten entsprechend an. Diese Berechnungsmethode wurde von denselben Leuten angewandt, die auch die Wirtschaftsstatistik bearbeiteten; so ist klar, mit welcher Vorsicht alle statistischen Angaben aufzunehmen sind.

Der besonderen Beachtung der Statistiker seien die Statistiken und graphischen Darstellungen empfohlen, die am Rand der Wirtschaftskarten angegeben werden. Sie sind willkürlich und lückenhaft und daher nicht geeignet, ein wahres Bild der Sowjetwirtschaft und -kultur zu vermitteln. Ganz zu schweigen von dem Umstand, daß die Beziehungslosigkeit dieser Darstellungen ein Bild gar nicht aufkommen läßt. Es sind hingeworfene Brocken, die den naiven Beschauer begeistern sollen: Was hätte es sonst für einen Sinn gehabt, den Sowjetatlas zu schaffen?

Eine Statistik erfordert exaktes und vollständiges Zahlenmaterial. Bei der Wirtschaftskarte aber kann man sich zur Ausfüllung leerer Flächen mit ungefähren Angaben helfen, ohne daß der Beschauer in der Lage ist, die Angaben nachzuprüfen und untereinander zu vergleichen. Von dieser Möglichkeit der ungefähren Angabe ist reichlich Gebrauch gemacht worden. So erscheint auf den Karten das Zeichen Kraftwerke unter 100 kW! oder wichtigste geplante Neubauten der Jahre 1936—1939! Bei der Landwirtschaft erscheint überall die „Stadtversorgungswirtschaft“, worunter die landwirtschaftlichen Betriebe zur Versorgung der Großstadt zu verstehen sind. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, daß auf der Karte 38—39 des II. Bandes die Stadtversorgungswirtschaft der Stadt Smolensk auf eine Fläche von über 2500 qkm eingezeichnet worden ist, so sieht man die Übertreibung ohne weiteres. Es wird eine Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit vorgetäuscht, die gerade nicht vorhanden ist.

Das bunte und vielgestaltige Kartenbild dient dem agitatorischen Ziel, eine intensive landwirtschaftliche und industrielle Produktion vorzutäuschen. Wie übertrieben die Darstellungsweise ist, wird aus dem Beispiel der Karte des Gebiets Moskau ersichtlich. Die „Industriekreise“ bedecken hier, wo es sich doch nun tatsächlich um echtes Industriegebiet handelt, den ganzen Kartengrund so, daß eine Unterscheidung im einzelnen überhaupt nicht mehr möglich wird. Es handelt sich nur um eine berauschende Farbensymphonie der Sowjetagitation, die sich von einer nüchternen statistischen und wirtschaftsgeographischen Darstellung unterscheidet wie Tag und Nacht.

Die Unechtheit, die am Beispiel Moskau zum Ausdruck kommt, ist für die weniger intensiven Randgebiete sogar noch größer; denn die maßstäblich nicht bestimmten Zeichen werden hier noch zahlreicher. Man vergleiche zu diesem Zweck die Karte „Der Sowjetnorden“, die in ihrer Buntheit einen imponierenden Eindruck machen soll. Sie erreicht das nur dadurch, daß faktisch alles, was nur überhaupt auf einer Karte darstellbar ist, nebeneinander und aufeinander dargestellt wurde. Die Wirtschaftskarten des Sowjetatlases unterscheiden sich von der bei uns üblichen Darstellungsweise und Exaktheit so grundlegend, daß bei der Auswertung der Karten äußerst vorsichtig verfahren werden muß.

Die grundsätzlichen Schwächen und Fehler des Atlases seien hier noch einmal zusammengefaßt. Bei den Grund-, Übersichts- und Oberflächenkarten gilt folgendes: Das Quellenmaterial ist nach Alter und Zuverlässigkeit uneinheitlich; eine quellenkritische wissenschaftliche Redaktion fehlt häufig; keine Abstimmung der Karten untereinander; schlechte Generalisierung; schlechte Linienführung; viel Zeichen- und Druckfehler. Für die Wirtschaftskarten sei hinzugefügt: Unzuverlässigkeit der statistischen Unterlagen; Unvergleichbarkeit und Unkontrollierbarkeit des Dargestellten; Planziffern und Kapazität an Stelle exakter Zahlen; unexakte Ausnutzung der Fläche durch maßstäblich übertriebene Zeichen und Angaben von Verbreitungsgebieten; klar erkennbare Tendenz.

Wenn der Atlas trotzdem ein reiches und buntes Bild vermittelt, so liegt das nicht zuletzt an den unermesslichen Reichtümern dieses weiten Landes. Dieser natürliche Reichtum könnte für sich sprechen. Doch er ist hier umwoben von einem manchmal geschickten, manchmal plumpen jüdisch-bolschewistischen Lügengewebe, das als „Errungenschaften des Sozialismus“ feiert, was die Natur des Landes bietet.

HANS SCHULZE-MANITIUS

Alterspyramide und Frauenüberschuß

In den letzten 7 Jahrzehnten fanden in Deutschland acht Volkszählungen statt: am 1. 12. 1871, am 1. 12. 1880, am 1. 12. 1890, am 1. 12. 1900, am 1. 12. 1910, am 16. 6. 1925, am 16. 6. 1933 und am 17. 5. 1939, also kurz vor Ausbruch des jetzigen Weltkrieges. Nunmehr liegen sehr wichtige Ergebnisse der letzten Volkszählung vor, so daß es sich lohnt, diese in Form von Diagrammen darzustellen und einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Die Bevölkerungspyramide vom 17. 5. 1939

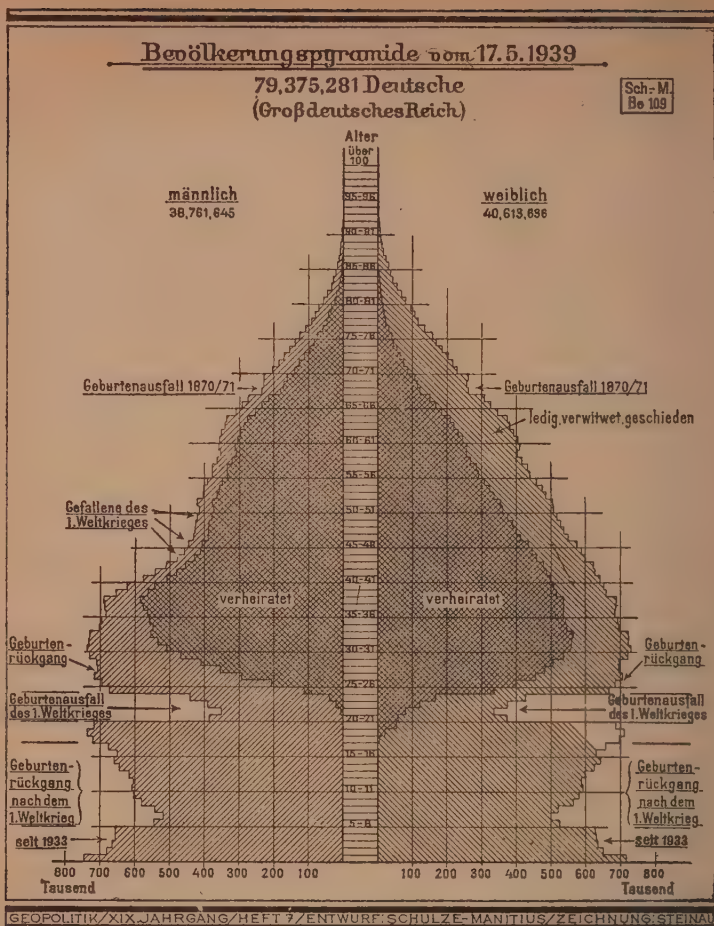
In einem gesunden Volk hat eine Bevölkerungspyramide das Aussehen eines hohen Dreiecks. Den breiten Unterbau bilden die Jahrgänge einer zahlreichen Jugend, auf denen sich die weiteren Altersjahrgänge mit kleinen Schwankungen in Dreiecksform aufbauen, nach oben immer schmäler werdend.

Betrachtet man sich jedoch die Bevölkerungspyramide des Jahres 1939, die in Abb. 1 dargestellt ist, so hat man hier das typische Bild eines Volkes vor sich, das in den letzten Jahrzehnten viel Schweres durchgemacht hat. Denn man hat hier nicht das Bild eines einigermaßen gleichmäßig geformten Dreiecks vor sich, sondern auf beiden Seiten (links der männliche Bevölkerungsteil, rechts der weibliche) mehrfache tiefe Einschnitte.

Was hat nun zu diesen mehrfachen Störungen im normalen Bevölkerungsaufbau geführt! Der Geburtenausfall von 1870/71 (auf der männlichen Seite etwa 70000, auf der weiblichen etwa 60000 Personen) kommt bei dem in Frage kommenden Jahrgang — er steht nunmehr im 68. Lebensjahr — kaum noch sichtbar zum Ausdruck. Die Gefallenen des 1. Weltkrieges in den jetzigen Lebensaltern zwischen etwa 45 und 60 Jahren treten in der Bevölkerungspyramide auf der linken Hälfte des männlichen Bevölkerungsteiles sehr stark in Erscheinung. Rund 1,83 Mill. gefallene Männer waren ein ungeheurer Aderlaß für das deutsche Volk; in der Bevölkerungspyramide werden sie durch eine starke Einbuchtung in der Mitte der männlichen Pyramidenhälfte sichtbar.

Der Geburtenrückgang vor dem 1. Weltkriege, der auf beiden Seiten etwa rund je 500000 Knaben und Mädchen betragen hatte, wirkt sich in der Bevölkerungspyramide dadurch aus, daß sich in den Lebensaltern zwischen 25 und 35 Jahren dieser für das Jahr 1939 geltenden Pyramide der obere Teil des Dreiecks nicht genügend weiter nach unten verbreitert, sondern eine Abrundung nach innen zeigt. In diesem Jahrzehnt vor Ausbruch des 1. Weltkrieges wurden rund 1 Mill. Menschen weniger geboren, als bei gleich großer Geburtenfreudigkeit der vorhergehenden Jahrzehnte hätten geboren werden müssen.

Der Geburtenausfall während des 1. Weltkrieges erscheint in dieser Bevölkerungspyramide in den Lebensaltern zwischen 20 und 24 Jahren sowohl auf der männlichen wie auf der weiblichen Pyramidenhälfte als außerordentlich tiefe und auffallende Einschnitte. Während dieses 1. Weltkrieges gingen die Geburtenziffern auf rund die Hälfte der vorherigen Jahre zurück, und es wurden während



des 1. Weltkrieges, verglichen mit den vorherigen Jahren, rund 2 Mill. Knaben und rund 1,64 Mill. Mädchen weniger geboren; sie fehlen uns heute in jeder Beziehung ungemein.

Der Geburtenrückgang nach dem 1. Weltkriege tritt in der Pyramide als weitere, nach unten anschließende, stark sichtbare Einschnürung in Erscheinung. Nach Beendigung des 1. Weltkrieges waren die Geburten zwar vorübergehend sehr stark wieder angestiegen, doch gingen sie dann sofort von Jahr zu Jahr äußerst schnell wieder zurück; jährlich wurden immer weniger Kinder geboren, das Dreieck schnürte sich erneut nach unten zu immer mehr zusammen, statt immer breiter zu werden. Der Einschnitt durch diesen Geburtenrückgang nach dem 1. Weltkriege in der Systemzeit und in der Zeit der Not und Arbeitslosigkeit wurde

auf beiden Seiten schon fast wieder so tief wie der krasse Geburtenausfall während des 1. Weltkrieges.

Der Geburtenanstieg nach der Machtübernahme zeigt sich in der Bevölkerungspyramide dadurch, daß nunmehr der unterste Fuß des Dreiecks wieder breiter geworden ist. Die Jugend ist wieder zahlreicher geworden, doch noch bei weitem nicht so zahlreich, wie sie in einem gesunden Volk sein müßte!

Bei dieser Bevölkerungspyramide muß berücksichtigt werden, daß sie das deutsche Volk des Altreiches und auch der Alpen- und Donauländer und des Sudetengaus umfaßt, die am Volkszählungstage dem Großdeutschen Reiche bereits angegliedert waren. Während aber im Altreich der Nationalsozialismus bereits über sechs Jahre tätig war, befanden sich die Alpen- und Donauländer und der Sudetengau erst rund ein Jahr im Großdeutschen Reich. Die starke Neuentwicklung im Altreich wurde in der Statistik durch die eben erst dazugekommenen und eingegliederten Gebiete, in denen sich die neuen Lebensanschauungen noch gar nicht auswirken konnten, zunächst noch gehemmt und verwischt.

An diesem Volkszählungstage bestand das großdeutsche Volk, also mit Einbeziehung der Alpen- und Donauländer und des Sudetengaus, aus 79 375 281 Menschen, von denen 38 761 645 männlich und 40 613 636 weiblich waren.

Die verheirateten Männer und Frauen des großdeutschen Volkes sind in der Bevölkerungspyramide als innerer Kern in Kreuzschraffur eingezeichnet. Dieser Kern der Verheirateten zeigt auf der rechten weiblichen Hälfte eine ganz gleichmäßige Form, während er auf der linken männlichen Seite entsprechend den Verlusten im 1. Weltkrieg wiederum stark eingedrückt ist. Es fällt auf, daß die beiden äußeren Streifen der Ledigen, Verheirateten und Geschiedenen eine verschiedene Breite aufweisen. Auf der Seite der Frauen ist er wesentlich breiter als auf der Seite der Männer. In den Jahrgängen über 40 Lebensjahren war ein wesentlich höherer Prozentsatz an Männern als an Frauen verheiratet. Dies liegt daran, daß durch die Verluste des 1. Weltkrieges wesentlich weniger Männer als Frauen vorhanden sind und daß von den Frauen viele ihre Männer im 1. Weltkrieg verloren haben und daher in den Streifen der Verwitweten dieser Pyramide gehören.

Aus dieser Bevölkerungspyramide wird weiter sichtbar, daß die im 1. Weltkrieg geborenen, durch den Geburtenausfall während des 1. Weltkrieges so außerordentlich schwach besetzten Jahrgänge nunmehr in das heiratsfähige Alter einrücken. Diese tiefen Einschnitte der Pyramide der Weltkriegsjahrgänge liegen bereits ganz dicht unter dem inneren Kern der Verheirateten. Gerade jetzt während des 2. Weltkrieges rücken diese schwachen Jahrgänge des 1. Weltkrieges in die Zone des günstigsten Heiratsalters ein.

Bei den Männern dieser Pyramide sind die jüngsten Verheirateten zwischen 16 und 17 Jahre alt, und zwar 2, bei den Frauen sind die jüngsten Verheirateten zwischen 15 und 16 Jahre alt, und zwar 7. In demselben Jugendalter war bereits eine Frau verwitwet! 16 Frauen zwischen 16 und 17 Jahren waren bereits geschieden! Die ältesten Personen an diesem Volkszählungstage waren 3 Männer und 13 Frauen im Alter von mehr als 100 Lebensjahren!

Der Frauenüberschuß am 17. 5. 1939

Seit vielen Jahrzehnten werden Jahr für Jahr wesentlich mehr Knaben als Mädchen in Deutschland geboren. Trotzdem hat Deutschland von jeher einen ganz beträchtlichen Überschuß an Frauen.

Dies hat seinen Grund darin, weil zwar jährlich (seit Jahrzehnten) erheblich mehr Knaben als Mädchen geboren werden, die Säuglingssterblichkeit der Knaben aber wesentlich höher als die der Mädchen ist; der männliche Geburtenüberschuß wird zu einem großen Teil durch die höhere Säuglingssterblichkeit der Knaben wieder aufgehoben. Harte Kriege fordern ausschließlich von den Männern ungewöhnlich große Verluste, und zwar vorwiegend von denjenigen Männerjahrgängen, die in der Blüte ihres Lebens stehen; das Berufsleben fordert von den Männern wesentlich höhere Todesopfer als von den Frauen.

Wenn ein Volk wie das deutsche mehrere Jahrzehnte hindurch fast nichts wie lange und schwere Kriege, Notzeiten, Arbeitslosigkeit erleben muß, so darf man sich nicht wundern, wenn sich innerhalb des Volksganzen schließlich ein außerordentlich großer Überschuß an Frauen ergibt. Schon in normalen Friedenszeiten ist stets ein Überschuß an Frauen vorhanden, erst recht in Kriegszeiten. So hatte das deutsche Volk am Volkszählungstage vom

1. 12. 1890 (Altreich)	966 806	Frauen mehr
1. 12. 1900 (")	892 684	" "
1. 12. 1910 (")	845 661	" "
16. 6. 1925 (")	2 016 973	" "
16. 6. 1933 (")	1 847 337	" "
17. 5. 1939 (Großdeutschland)	1 851 991	" "

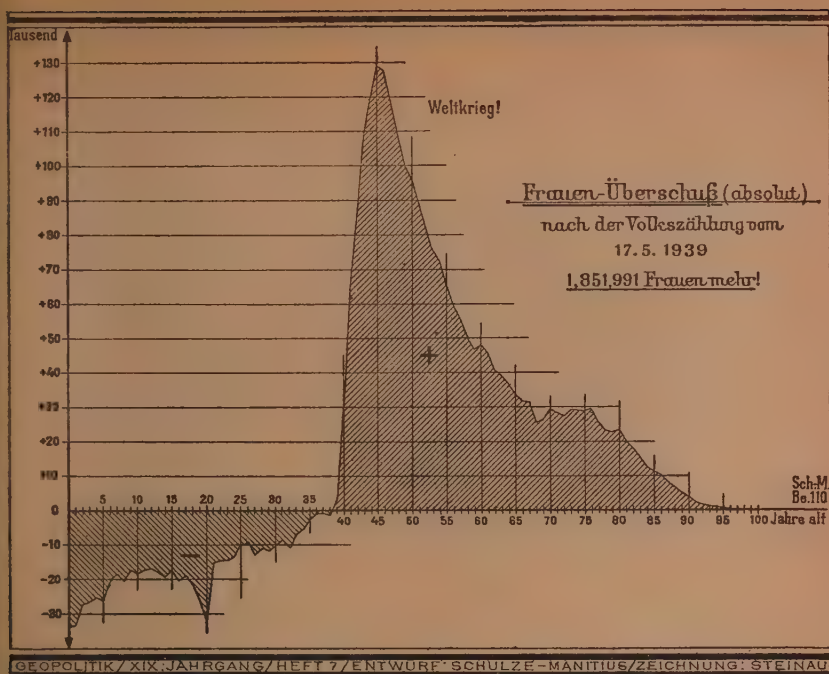
als Männer. Hieraus ergibt sich, in welchem Maß der Frauenüberschuß durch den 1. Weltkrieg zugenommen hat.

Wie verteilt sich dieser Frauenüberschuß nun auf die einzelnen Lebensalter der Frauen? Zu diesem Zweck wurde das Diagramm der Abb. 2 gezeichnet, das für jedes einzelne Lebensalter zwischen 0 und 100 Jahren darstellt, wie viele Frauen es in diesen einzelnen Lebensaltern weniger oder mehr als Männer gab. Die Null-Linie ist die Zahl der Männer, die Kurve unterhalb dieser Linie zeigt an, wieviel Frauen in den einzelnen Lebensaltern weniger vorhanden waren als gleichaltrige Männer, die Kurve über dieser Linie gibt an, wieviel Frauen es in den einzelnen Lebensaltern mehr gab als gleichaltrige Männer.

Auch aus diesem Diagramm geht deutlich hervor, daß stets weniger Mädchen geboren werden als Knaben; in den unteren Lebensaltern (im Diagramm links) ist stets ein Fehlbetrag an weiblichen Personen den männlichen gegenüber vorhanden, besonders bei den Kleinkindern.

In diesem Diagramm für 1939 kommt deutlich zum Ausdruck, daß in allen Jahrgängen bis zum 38. Lebensjahr in geringerer Zahl die Mädchen vorhanden waren als gleichaltrige Männer; das gilt ausnahmslos für jedes einzelne Lebensjahr bis zum Alter von 38 Jahren. Umgekehrt sind vom 39. Lebensjahr ab sämtliche Frauenjahrgänge ausnahmslos wesentlich stärker besetzt als die jeweils gleichaltrigen Männerjahrgänge. Die Fläche des Frauenüberschusses vom 39. Lebensjahr ab ist allerdings gewaltig; sie wurde hervorgerufen durch die während des 1. Weltkrieges gefallenen zahlreichen Männer der gleichen Jahrgänge. Die Spitze des Frauenüberschusses lag im Volkszählungsjahr 1939 bei den 45 Jahre alten Frauen.

In den für das Heiratsalter also trotz des allgemeinen „Frauenüberschusses“ in Frage kommenden Jahrgängen sind wesentlich mehr Männer als Frauen vorhanden: keine Frau im Alter bis zu 38 Jahren konnte also behaupten, sie könne



keinen gleichaltrigen Mann finden, weil es zu wenig Männer gäbe. Im Gegenteil: für die heiratsfähigen Männer im Alter bis zu 38 Jahren (im Jahre 1939) konnte eher die Sorge entstehen, eine gleichaltrige Frau zu finden, da es bis zum jetzigen Weltkriege bis zu 38 Lebensjahren wesentlich weniger Frauen als Männer gab.

In diesem Diagramm fällt weiter auf, daß der Fehlbetrag an Frauen in den ersten 38 Lebensjahren nach dem Wechsellpunkt zu nicht gleichmäßig abnahm, sondern daß sich bei den 19 und 20 Jahre alten Mädchen eine deutliche Spitze nach unten zeigte; daraus ergibt sich, daß diese Mädchen in besonderem Maße seit 1939 in der Minderzahl den gleichaltrigen jungen Männern gegenüber sich befanden. Das sind diejenigen Mädchen, die 19 und 20 Jahre vor 1939, also 1919 und 1920, also unmittelbar nach dem Ende des 1. Weltkrieges geboren wurden. Diese nach unten weisende Spitze der 19- und 20jährigen Mädchen beweist die schon häufig gemachte Beobachtung, daß solche tief einschneidenden Ereignisse, wie ein langer Krieg, auch eine biologische Veränderung zur Folge haben, nämlich eine besonders vermehrte Zahl von Knabengeburten. Nach dem 1. Weltkrieg sind die Geburten sehr stark angestiegen, besonders aber die Knabengeburten! Es ist, als wolle die Natur auch hier ausgleichen und die Kriegsverluste an Männern durch stark vermehrte Knabengeburten wieder wettmachen.

Japans festgegründete Kriegswirtschaftsmacht

Das Stockholmer „Svenska Dagbladet“ veröffentlichte (Nr. 186, 13. 7. 42) einen Bericht seines Londoner Vertreters über die Folgen, die die Konzentrierung der anglo-amerikanischen Kriegsanstrengungen gegen Deutschland und Italien hat: das „Kriegspotential“ Japans wächst inzwischen unaufhaltsam und so mächtig an, daß man in London gerade auf lange Sicht hin düster in die Zukunft schaut.

„Von Kennern der Verhältnisse Ostasiens werden die mit der Ausbeutung der dort von den Japanern gewonnenen Rohstoffquellen entstehenden Gefahren jetzt besonders hervorgehoben.

Die Strategie der Alliierten geht darauf aus, die Hauptkräfte gegen Deutschland und Italien einzusetzen und der japanischen Front jedoch nur die notwendigsten Streitkräfte zu lassen, um soweit als möglich neue Raumgewinne Japans zu verhindern. Deutschland soll auf diese Weise schnell niedergeschlagen und dann die vereinigten englischen und amerikanischen Kräfte gegen Japan gerichtet werden, dessen Kapitulation dann bald zu erwarten sei. Wird Deutschland jedoch vor Ende 1943 nicht geschlagen, dann entsteht in Ostasien eine äußerst gefährliche Lage.

Die Produktionszerstörungen, die Engländer und Holländer in den verlorenen Gebieten vornahmen, haben nur zeitlich begrenzte Wirkung. Der Reichtum Malakkas, Ostindiens und Birmas beruht nicht auf der Industrie, sondern besteht in Lagerstätten, die als solche nicht zerstört, während die zu ihrer Ausnutzung bestimmten Anlagen wiederhergestellt werden können. Wenn es fraglich ist, wieviel die Japaner bis jetzt aus den eroberten Ölgebieten herausholten, deren Bohrlöcher, Pumpen, Verarbeitungsanlagen gesprengt oder verbrannt wurden, so blieb das Öl doch in der Erde. Sind neue Maschinen aufgestellt, wird es wieder hochgepumpt, außer vielleicht an einigen Stellen, wo die Holländer Meerwasser hineinlaufen ließen und es damit für immer unbrauchbar machten. In London lebende holländische Sachverständige meinen, daß es den Japanern in einem Jahre gelingt, die Ölproduktion wieder in Gang zu setzen; es sei anzunehmen, daß die Anfertigung der Maschinenanlagen in der japanischen Kriegsindustrie an erster Stelle steht. Blicke Japan im Besitz der bisher eroberten Ölgebiete, so verfüge es bereits im nächsten Jahre über alles Öl, dessen es für Industrie und Kriegführung bedarf.

Von einem anderen, wichtigen Rohstoff, dem Gummi, hat Japan bereits mehr, als es selber braucht: 90% der Weltproduktion kommt aus den von ihm eroberten Gebieten. Gummipflanzen lassen sich nicht so leicht zerstören wie Ölanlagen; das Klima ist zu feucht, als daß man Gummibäume in Brand setzen könnte; und viele Millionen Stämme zu schlagen, war physisch unmöglich.

An Reis, dem Hauptnahrungsmittel der asiatischen Völker, gewann Japan große Gebiete; Birma hat gewaltige Überschüsse, die gewöhnlich nach Indien gingen. Selbst wenn die Vorräte völlig zerstört wurden, hat Japan mehr als genug, sobald die neue Ernte reift. Auch Kaffee- und Teeüberschußgebiete kamen in Japans Hand. Glückt es Japan, die südöstlichen Provinzen zu befrieden, so erhält es Zugang zu den reichsten Vorkommen der Welt an kriegswichtigen Metallen, wie Zinn, Wolfram, Molybdän. Kann Japan seine neu gewonnenen Rohstoffgebiete ungestört ausbeuten, so hat es auf eine gewaltige Kriegsstärke Aussicht; jedes Jahr macht die Aufgabe, seine Macht zu brechen, aussichtsloser.

Um die Reichtümer der Natur auszunutzen, bedarf Japan allerdings einer großen Menge Tonnage; der Bedarf der weit auseinander liegenden Wehrmachtsteile muß ebenso gedeckt werden wie der der Zivilbevölkerung. Vor dem Kriege besaß Japan eine der größten Handelsflotten der Welt; sie befand sich bei Kriegsausbruch fast vollständig in den Heimathäfen. Der japanische Schiffsbau stellte vor dem Kriege jährlich annähernd 500 000 t her; etwa 220 000 t wurden erbeutet und etwa 50 000 t durch Bergung gewonnen. Aber die Verluste waren nicht unerheblich: nach Berichten der Alliierten 500 000 t, nach japanischen 300 000 t. Aber wenn Japans Tonnagebedarf auch groß ist, so arbeitet die Zeit auch hier für Japan. Laut Sunday Times sind die großen Docks in Singapur ganz und die Lagerhäuser zur Hälfte bereits wiederhergestellt. Die Schiffswerften in Schanghai, Tsingtau und Hongkong stehen den Japanern zur Verfügung; in Manila wird Tag und Nacht an der Herstellung kleinerer Frachtschiffe und an der Erweiterung der Schiffswerft gearbeitet. Sowohl die Japaner wie die Inselbewohner sind mit der Hantierung von Segelschiffen vertraut, deren Langsamkeit und begrenzte Ladefähigkeit durch große Anzahl und damit vermindertes Versenkungsrisiko aufgehoben wird. Japans Seestreitkräfte legten einen solchen Schutzring um die wichtigsten Seeverbindungen, daß diese praktisch genommen gegen Bombenangriffe geschützt sind, während die feindlichen U-Boot-Basen sehr weit entfernt liegen. Die japanische Schifffahrt ist also längst nicht so verwundbar wie die englische und amerikanische. Die japanische Transportlage wird also leichter, und dies um so mehr, je eher es gelingt, die Bahnverbindung von Korea und Schanghai

nach Indochina herzustellen und das noch fehlende Bahnstück nach Singapur zu bauen.

Das Hinausschieben der Offensive gegen

Japan birgt also große Gefahren. Aber die augenblickliche Lage in Europa und Nordafrika macht es unvermeidlich, alle verfügbaren Kräfte dort einzusetzen."

Enkel Spaniens

Aus dem Aufsatz eines aus Mexiko stammenden spanischen Schriftstellers in der Madrider Zeitschrift „Mundo“ (Nr. 98 vom 22. 3. 1942) werden die Empfindungen deutlich, die die Befreiung der Philippinen aus u.s. amerikanischer Bevormundung und ihr Übergang in den Bereich Japans in den Ländern der „Hispanität“ auslöste. Sie sind für den spanischen Lebensbereich bezeichnend. Ihre Wurzeln liegen im Christlich-Katholischen, das im Mittelalter die „Alte“ wie die „Neue Welt“ beherrschte. Bemerkenswert ist, daß es auf den Philippinen trotzdem zu keiner wesentlichen Mischung der Rassen kam. Die „hispanische“ Anteilnahme bleibt im Rahmen kulturellen Mitempfindens für eine Perle in der einstigen spanischen Reichskrone.

„Seit der Besetzung der Philippinen durch Japan interessiert uns die Erhaltung und Wahrung aller Werte, die ein Ruhmesblatt spanischer und portugiesischer Eroberungen im Fernen Osten darstellen. Die Bevölkerung des aus fünf Inselgruppen und Hunderten von Inseln bestehenden Gebietes ist vorwiegend malaisch. Der nordamerikanische Einfluß war nur politisch und wirtschaftlich bedeutsam; dem angelsächsischen System der Rassentrennung entsprechend, drang kaum ein Tropfen nordamerikanischen Blutes in die einheimische Bevölkerung.

Die Philippinen sind in gewisser Hinsicht als Enkelkinder Spaniens zu bezeichnen. Die spanische Besiedlung ging hauptsächlich von „Neuspanien“ (Lateinamerika) aus; ebenso der große „Conquistador“, der Mexiko zu einer Brücke zwischen Orient und Okzident machen wollte. Das berühmte Unternehmen „Nao de China“ deutete diese interozeanische Verbindung an. Von den spanischen Vizekönigen wurden die Philippinen stets als notwendiges Zwischenglied ihres großartigen Reichstraumes betrachtet.

Ein rassisches Mestizentum ist auf den Philippinen kaum festzustellen; dafür ist es im geistigen Sinne um so stärker. Die Nordamerikaner taten in dem halben Jahrhundert ihrer Vorherrschaft nichts zur Hebung des Mestizentums aus Furcht, in einer Minderheit Ehrgeiz und Nachahmungswillen zu wecken.

Das Programm der Japaner ist uns nicht bekannt; wir wissen auch noch nicht, was sie organisatorisch zu schaffen vermögen. Es ist unumstritten, daß Japan durch und durch japanisch ist. Das Schicksal der Philippinen, die sich lange Zeit hindurch u. a. auch durch die Assimilation verteidigten, liegt nun in seiner Hand.

Der spanische Kultureinfluß stellt für Japan keineswegs eine Gefahr dar; er wird ihm im Gegenteil eher willkommen sein: als Gegengewicht gegen angloamerikanische Einflüsse.

Schmerzlich wäre es, wenn Japan jede „okzidentale“ Erinnerung ausrotten wollte — in Anbetracht der japanischen Bündnisse und Verträge ist das für eine absehbare Zukunft jedoch kaum anzunehmen. Es wäre zwar logisch, wenn Niederländisch-Indien in der östlichen Kultur aufginge; obschon dort Spanier wie Portugiesen zahlreiche Spuren hinterließen, entfalteten sich diese Inseln trotz der jahrhundertlangen holländischen Herrschaft nur äußerlich und wirtschaftlich, ohne sich in die europäische Geisteskultur einzufügen. Bei den Philippinen jedoch liegt der Fall anders. Mag das geistige Mestizentum auch zahlenmäßig klein sein, so tritt es doch so ausgeprägt und lebendig hervor, daß es ein augenfälliges Symbol spanischen Wirkens darstellt. Für uns alle, die wir zur „Hispanität“ gehören, ist seine Erhaltung eine Angelegenheit des Herzens. Vor allem gilt es, die Doppelsprachigkeit und die Bauten zu erhalten, die von dem Schaffen der Spanier durch die Jahrhunderte hindurch zeugen. Gerade auch meiner mexikanischen Heimat liegt besonders daran.

Es ist ebenso natürlich, daß Japan sich um seine Kulturwerte im Osten kümmert wie daß Spanien daran denkt, daß seine Saat nicht zugrunde geht. Dies ist so wenig Anmaßung wie politischer Ehrgeiz wie wirtschaftliches Beherrschenwollen oder auch nur Rivalität; es ist nur ein Ausdruck leidender Liebe für Sprache, Kultur und Tradition spanischen Lebens auf den Philippinen."

Italiens Außenpolitik der Neuen Ordnung

Anläßlich der Festsetzung des Haushaltes des italienischen Außenministeriums stattete Senator Salata einen Bericht ab, auf den eine Ansprache des Grafen Ciano folgte. Aus beiden Reden stellte die „Critica Fascista“ vom 15. Juni folgendes Bild der italienischen Außenpolitik zusammen:

„Der Ausdehnung des Krieges im Raum entspricht zwangsläufig die in der Zeit und seine Entwicklung vom Blitzkrieg zum Widerstandskrieg; immer mehr wurde er zum Kampf zwischen Blockade und Gegenblockade. Die Kriegsteilnahme Italiens, während der raschen Erfolge des Blitzkrieges begonnen, gewinnt innerhalb des erweiterten Operationsgebietes immer mehr an Bedeutung.“

Das zweite für die künftige Entwicklung des Konflikts entscheidende Kennzeichen dieses Krieges ist der Kampf im Osten. Graf Ciano legte hierüber dar: „Die italienische Politik ging immer von der realistischen Auffassung aus, daß es zwangsläufig zu einem bewaffneten Zusammenstoß zwischen den Achsenmächten und dem Bolschewismus käme, nicht nur aus dem weltanschaulichen Gegensatz heraus, der die Achsenmächte immer von ‚Rußland‘ trennte, sondern weil es für diese geradezu eine Lebensfrage war, sich gegen den sowjetischen Drang nach Westen und gegen den Angriff des Bolschewismus auf die moralische Struktur Europas zu wehren.“ Die Reden und Schriften des Grafen Ciano enthielten stets eine betont antikommunistische und antirussische Richtung, die nicht etwa eine bloße Fassade für den Kampf gegen die Demokratien, sondern die Grundlage einer ausgesprochen politischen Tathaltung bildete; hierbei sei erinnert an die italienische Auffassung des deutsch-russischen Abkommens von 1939. Die Rundfunkbotschaft vom 11. September 1941 wies nachdrücklich hin auf die Bedrohung der Ideale des Vaterlandes, der Familie, des Glaubens und der Gerechtigkeit durch den Bolschewismus.

In gleichem Sinne behandelte Graf Ciano die Vorgänge auf dem Balkan; er brachte sie nicht nur mit dem Krieg gegen Großbritannien, sondern auch mit dem gegen die Sowjets in Verbindung: „Schon lange, ehe der Krieg mit Rußland ausbrach, hatten Italien und Deutschland die diplomatische Abwehr gegen es vorbereitet, insbesondere im Donau-Balkan-Becken die notwendigen Voraussetzungen für den Widerstand gegen den sowjetischen Druck getroffen.“

Ein drittes Kennzeichen dieses Krieges ist die gründliche Sicherung der italienischen

Balkaninteressen, vor allen Dingen an der Adria. Die in Albanien gemachten Erfahrungen zeigen, „daß auch auf den heikelsten Gebieten eine segensbringende Gemeinschaft zwischen den Völkern möglich ist“. Albanien ist eine Verwirklichung der Grundsätze von „Imperium“ und „Führung“ von Völkern innerhalb eines Lebensraumes, wobei manche Sonderrechte und die kulturellen Eigenarten der angeschlossenen Völker gewahrt bleiben. Die gleichen Grundsätze wurden auf Montenegro und, in anderen Formen, auch auf Kroatien angewandt. So steht auf dem Balkan Italien auf einem Raum, der vom Vardar bis zur Morava reicht und an das befreundete Bulgarien grenzt, durch das der italienische Güterverkehr zum Ägäischen und zum Schwarzen Meer gelangt. Nur die Lage Griechenlands ist noch nicht endgültig geklärt.

Hinsichtlich der Beziehungen zu Frankreich ist vor allen Dingen ihre „völlig übereinstimmende Gleichschaltung zu denen Deutschlands zu Frankreich“ zu verzeichnen. Senator Salata unterstrich, daß die faschistische Politik außer der „politischen und territorialen Austreibung Englands aus dem Mittelmeer“ auch auf die „Ausschaltung jeglichen französischen Hegemonieanspruchs auf diesem Meere — an dem Frankreich nur geringes Interesse haben kann —“ ebenso anginge wie auf die über Osteuropa und dem Nahen und Mittleren Orient; Italiens Ziele entsprechen also denen, die auf dem europäischen Kontinent Deutschland Frankreich gegenüber anstrebt.

Die Außenpolitik Italiens ist vor allen Dingen eine Mittelmeerpolitik. Ihr Leitgedanke entspringt einer Haltung, die seiner „insulären“ Lage entspricht; ihr Endziel ist die freie Schifffahrt auf den Ozeanen. Im Rahmen der Achsenpolitik ist auch die kontinental-europäische Politik (Italiens) seiner Mittelmeerpolitik untergeordnet: vom Balkanabschnitt abgesehen, beschränken sich ihre Aufgaben auf die Sicherung der Grenzen durch ein bestimmtes Kräfte- oder Bündnissystem.

Die Politik Italiens geht also von folgenden Leitgedanken aus:

1. Nach Zusammenbruch des „Gleichgewichts“ von Versailles und nach Mißlingen des Versuchs eines Viererpaktes trat an Stelle

des alten Prinzips eines freien „vielstaatlichen“ Gleichgewichts eine neue, auf dem Führungsprinzip beruhende „Ordnung“.

2. Innerhalb und außerhalb ihres Wirkungsbereiches braucht die Neue Ordnung das Gleichgewicht der Kräfte nicht zwangsläufig und völlig zu verdrängen: seine Ausschaltung ist nur relativ.

3. Die Anwendung des Grundsatzes der Neuen Ordnung wird vor allen Dingen durch das Bündnis der „Zentral“-Mächte Deutschland und Italien bestimmt, sich aus einer geographischen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Einkreisung freizumachen, die für das

eine Land kontinentalen, für das andere mediterranean Charakter trug.

4. Einem kontinentalen Gleichgewicht mußte notwendigerweise ein mittelmeeisches Gleichgewicht entsprechen. Der Grundsatz „Sicherheit und Lebensraum“ in Europa wird zwangsläufig durch den Grundsatz „Freiheit und Lebensraum im Mittelmeer“ ergänzt.

Ziele und Aufgaben der heutigen deutschen und italienischen Politik sind durch gegenseitige Abhängigkeit eng miteinander verknüpft; sie beruhen auf dem Grundsatz: *aut simul stabunt, aut simul cadent*: gemeinsam stehen oder gemeinsam fallen.“

Süditalien Im Neuen Europa

Ein Aufsatz aus „Critica Fascista“ (Nr. 14, Rom, vom 15. Mai 1942) behandelte wichtige Wirtschaftsfragen des „Mezzogiorno“¹⁾, deren Lösung weit in die Nachkriegszeit Italiens und Europas hineinweist.

Nach den denkwürdigen Worten des Duce an die neapolitanischen Parteiführer über die Wiedergeburt des „Mezzogiorno“ hat die Frage des italienischen Südens neue Aktualität bekommen. Er wird unter dem Gesichtswinkel der ganzen Nation betrachtet. Die Frage des Südens hängt eng zusammen mit den Geboten des Krieges und der Zukunft. Sie ist nicht mehr die Angelegenheit einer Landschaft, sondern eine schlechthin „italienische Frage“ geworden.

„Die Frage des Südens wurde in zahlreichen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Abhandlungen aufgeworfen. Aber erst seit etwa zehn Jahren sah man ein, daß eine wirkliche Lösung nicht ohne die Schaffung einer Großindustrie denkbar ist. Diese Frage zeichnete sich in ihrer ganzen Tragweite ab, als die Erörterungen über den wirtschaftlichen Aufbau des neuen Europas zeigten, wie entscheidend wichtig es für Italien im Kriege ist, daß der Süden den wirtschaftlichen Forderungen der Zukunft auch wirklich gewachsen ist. Der Krieg zeigte von neuem die Notwendigkeit der „nationalen Funktion“ des italienischen Südens. Wir können aus den lang und breit erörterten Problemen nunmehr folgende Schlüsse ziehen:

Es wurde gesagt, die „industrialisierte“ Wirtschaft des Südens müsse diejenige des Nordens ergänzen. Dies liegt auf der Hand, denn im korporativen Staat müssen alle nationalen Erzeugungskräfte eng zusammenarbeiten. Auch müssen die vom Norden zum Süden fließenden Kapitalien von den Kräften der Provinz entsprechend ausgewertet werden.

Man hat auf die „mediterrane“, afrikanische und imperiale Funktion des „Mezzogiorno“ nach dem Siege hingewiesen. Es liegt auf der Hand, daß unsere unbeirrbare Expansionspolitik im „Mezzogiorno“ ihre natürliche geographische und wirtschaftliche Grundlage besitzt. Die im Süden neuzuschaffende Großindustrie wird den entscheidenden Wirtschaftsfaktor für unsere Vorherrschaft im Mittelmeer bilden. Wie in der neuen europäischen Gemeinschaft ist eine rein politische Vorherrschaft unhaltbar, die nicht auf soliden wirtschaftlichen Voraussetzungen ruht.

Der Aufbauwille unseres Volkes auch auf dem Gebiete der Technik und Industrie ist bekannt. Wir dürfen auf die angestammten jahrhundertalten Tugenden des Südens vertrauen. Sie sind in seinem verbissenen, kriegerischen Widerstand zutage getreten, können sich aber auch in Taten des friedlichen Schaffens, in Handel und Verkehr sowie in neuen, Wohlstand und Fortschritt bringenden Industrien äußern.

Die europäische Gemeinschaft, die aus unserem Siege hervorgehen wird, muß für alle Völker Lebensbedingungen schaffen, die ihnen die gleiche Kulturhöhe und allgemeinen Wohlstand sichern. Kennzeichen und Aufgaben der einzelnen nationalen Gemeinschaften mögen durchaus verschieden, das wirtschaftliche Niveau aber muß einheitlich sein. D. h. die Rohstoffe müssen in angemessenem Verhältnis zur jeweiligen Erzeugungskapazität stehen und die Reichtümer nicht nach unhaltbaren Monopolen, sondern den wirklichen schöpferischen Kräften der Nationen entsprechend verteilt sein. Die „italienische und die europäische Aufgabe des italienischen Südens“ paßt genau in den Rahmen der neuen europäischen Gemeinschaft hinein“.

1) *Mezzo*, lat. *medium*; *giorno*, lat. *diurnum*; Tagesmitte, Mittag, Land des Südens, Süditalien; entspr. fr. *midi*, Südfrankreich.

Z E I T U N D R A U M

Vom 22. V. bis 21. VI. 1942

Die Sommerwende der Verwirrung

Das 1. Halbjahr des Sonnenjahres 1942¹⁾ stand ganz im Zeichen der am Tage seines Abschlusses in einem einzigen Gewaltschlage dann auch ausgebrochenen Kriegsausweitung, der noch vor der Winterwende die im wesentlichen letzte folgte. Zwar konnte und kann in der westlichen Hemisphäre (Mexiko, 18. 5.) und im Westen des Nordpazifik die Zahl der miteinander völkerrechtlich Kriegführenden immer noch sich erhöhen: die „Verwirrung“²⁾ war erdumspannend, total im räumlichen wie in jedem anderen Sinn. Sie kann nur noch in einem Frieden Neuer Ordnung enden.

In engerer geomilitärischer Hinsicht traten vor einem Jahr Europa und der Bolschewismus zur Gigantomachie zwischen dem Weißen und dem Schwarzen Meere an. Diesmal brachte der Juni „nur“ die kühn ausgreifende Besetzung der Aläuteninseln Attu und Kukiska durch Japans Seestreit- und Landkräfte im Nordpazifik und im Mittelmeerraum der Mittsommertag selbst die Erstürmung Tobruks durch das Afrikakorps der Achsenmächte, der unter allgemeiner Zustimmung, eigentlich auch der der Geschlagenen, die Erhöhung des Generalobersten Rommel zum Feldmarschall durch den Herrn der Schlachtfelder folgte.

In der Angst vor den Folgen der Winterschlachten und -schlächtereien und dem um so sicherer kommenden³⁾ deutsch-europäischen Weitermarsch gen Osten setzte sich die feindliche Agitation seit Jahresanfang leidenschaftlich für den „Zweifrontenkrieg“ ein; die Erinnerung an den Weltkrieg 1914/18 stärkte den Siegesglauben. Aber wie auch ihre Militärs wissen sollten, bestand seit dem 26. November 1917, dem Tage der Sowjetbitte um Waffenstillstand, eine Ostfront im Kriegssinne nicht mehr; seit dem Scheitern der deutschen Frühjahrsoffensive und dem „Schwarzen Freitag“ ging der Krieg 1918 nach ihrer Auffassung dem kaiserlichen Deutschland militärisch im Westen verloren, wie es, als vornovemberlicher Klassenstaat, ihn an der inneren Front verlor. Die Zweifrontenidee der Demokratien ist also doppelt brüchig, militärisch wie psychologisch. Doch seit Jahresbeginn 1942 bestimmt sie ihr Siegesplanen und Massenstimmen. Man denkt nach der Schablone: gewann man 1918 auf den Schlachtfeldern Flanderns und Frankreichs, werde man auch 1942 dort den militärischen Sieg gewinnen; zerbrach man 1917/18 die innere deutsche Widerstandskraft durch die Blockade, werde man dasselbe 1942 durch Blockade und Luftterror erreichen. So wurden die ursprünglich geplanten Schlachtschiffe im USA.-Marinebauprogramm auf dem Papier durch „500 000-t“-Flugzeugträger er-

1) Gegensatz: Kalenderjahr.

2) Im Januar-Aufsatz von Lerch „Germanische Wörter in romanischen Sprachräumen“ war ausgeführt, wie das fränk. *werra* im Franz., Italien., Span. die Form *guerre*, *guerra* und die Bedeutung nicht des Krieges zwischen rechtlich Gleichgeordneten (*bellum*), sondern die des Aufstandes gegen das Reich annahm (S. 20).

3) Vgl. das Führerwort vom 12. 3. (S. 211).

setzt (welch gigantische Zahl auf bescheidnere 25 Stück zu je 20 000 hinausliefe), so erwarteten die Massen, im maßlosen messianischen Wahn ihrer Literaten und Journalisten befangen, in so stürmischer Glaubensinbrunst die Invasion des Kontinentes, daß die realistischen Militärs Einspruch erhoben und das Wehen der Siegeshoffnungen abblasen mußten.

Im einzelnen zeigten im Juni einige Begegnungen den zunehmenden Zusammenhalt des kämpfenden Europa. Der Führer besuchte Finnlands Marschall Mannerheim zu seinem 75. Geburtstag (4. 6.) und empfing Ungarns Ministerpräsidenten Kallay (6. 6.). Die Zugehörigkeit der mittelmeeischen Gegenküste zu Europa erschien in dem Besuch des Ka-

lifen bei Spaniens Staatschef Franco (26. 5.); sein Außenminister Serrano Suner suchte Rom auf (14. 6.). Zugleich trat die Anteilnahme Europas an dem Schicksal des arisch verwandten Indiens in den Empfangen in die Erscheinung, die dem Bengalen Subhas Chandra Bose¹⁾ im Hauptquartier des Führers (28. 5.) und Mussolinis (5. 5.) zuteil wurden.

In Frankreich wirkte sich die Übertragung der eigentlichen Staatsführung an Laval im Juni in Verwaltungsreformen aus: Unterstellung der Gendarmerie unter den Ministerpräsidenten, Vereinheitlichung der Presseführung, Umbesetzungen in der Beamtenschaft; und in kriegswirtschaftlichen Maßnahmen: Stilllegung von 1300 Betrieben, verstärkte Arbeiteranwerbung nach Deutschland. In französischen und algerischen Städten fanden Straßenkundgebungen gegen den Raub der Kolonien durch USA. und England statt.

Kroatien erhielt eine neue Kirchenverfassung. An der Spitze der Landeskirche steht ein „Patriarch“, „Metropolit von Zagreb“; die vier Bistümer sind in Agram, Serajewo, Bosnisch-Brod und Bosnisch-Petrovac errichtet. Die Slowakei siedelte 30 000 Juden ins polnische Reservatgebiet aus; von den früher 90 000 sind dem Lande nur noch wenige erhalten geblieben. Nach der Wiederherstellung der Maritza- und Tundjabrücken begann der Bahnverkehr Bulgarien-Türkei wieder.

Der Schlachtenraum vom Eismeer zum Mittelmeer

Im Vordergrund der kriegesischen Juniereignisse standen die Schlachten nördlich Charkow und um Tobruk. Ihre Wirkung auf Europa wurde auch durch die auf die Anarchie gerichteten unmöglichen Angriffe der „Royal Air Force“ gegen Köln und Bremen nicht beeinträchtigt.

Die am 12. 5. vom Sowjetmarschall Timoschenko nördlich und südlich Charkows begonnene Offensive wurde durch einen am 17. 5. eingeleiteten, am 21. 5. zur eigenen Offensive gewandelten deutschen Gegenstoß des Feldmarschalls v. Bock abgefangen und Ende Mai mit der völligen Vernichtung der Roten Streitkräfte abgeschlossen.

Der südliche Durchbruchkeil, auf den die Sowjetführung das Schwergewicht legte, erreichte als äußersten Punkt Grachnowa. Der Zangenkeil nördlich Charkows kam angesichts der deutschen Abwehr nicht zur Entfaltung, so daß es weder zu der von Timoschenko beabsichtigten Einkreisung Charkows noch zu der bereits durch die Vernichtung der Kertsch-Armee unmöglich gewordenen Einschließung der deutschen Kräfte am Asow-

schen Meer kam. Der deutsche Gegenstoß schnürte den südlichen sowjetischen Angriffskeil auf der Linie Slawjansk—Balakleja westlich des Donez ab. In dem dadurch gebildeten Kessel wurden laut Wehrmachtsbericht vom 30. 5. von den deutschen Truppen und den an ihrer Seite kämpfenden rumänischen, italienischen, ungarischen und slowakischen Verbänden 20 Schützen-, 7 Kavalleriedivisionen und 14 Panzerbrigaden der Sowjets vernichtet, 240 000 Gefangene gemacht, 1249 Panzer, 2026 Geschütze und 538 Flugzeuge zerstört oder erbeutet.

Sämtliche übrigen Aktionen an der Ostfront trugen mehr oder minder den Charakter von Frontbereinigungen, Verbesserungen der Aufmarschstellungen, Säuberung des Hinterlandes.

Zu diesen Aktionen, die zum Teil gewaltige Ausmaße annahmen, gehörte auch die am 7. Juni begonnene Schlacht um die Land- und Seefestung Sewastopol. Bis zum 20. 6. wurden sämtliche technisch die Maginotlinie überragenden und verzweifelt verteidigten Forts nördlich der Sewernaja Bucht genommen und das Ge-

lände bis zum Ufer der Bucht gesäubert. Andere Unternehmungen waren an der karelischen Front, am Wolchow südlich von Leningrad und an verschiedenen Abschnitten der Südfront im Gang. Der Bandenbekämpfung oblagen vor allem ungarische Truppen.

1) Der im ostasiatischen Großraum tätige Rashbehari Bose stammt ebenfalls aus Bengalen; dieser Name ist dort so häufig wie in Europa Schmidt, Müller, Rossi, Bianchi, Dupont, Dubois.

Von den Kriegseignissen im Osten sind die Vorgänge im Mittelmeer nicht zu trennen. Beide Fronten hängen wie ein System kommunizierender Röhren zusammen. Es war daher wohl kein Zufall, daß gleichzeitig mit den großen Vorbereitungsaktionen im Osten Marschall Rommel in Libyen die Offensive gegen die alliierten Truppen des britischen Generals Ritchie eröffnete.

Rommels Vorstoß begann am 26. 5. Nach britischen Schätzungen nahmen auf alliierter Seite 100 000, auf deutsch-italienischer Seite

90 000 Mann teil, beide durch starke Panzer- und Luftstreitkräfte unterstützt. Die Schlacht fand unter physischen und psychischen Belastungen statt — afrikanische Sommerhitze, Staubstürme, z. T. tropenungewohnte Truppen —, deren Überwindung man bisher nicht für möglich hielt und die sie zu einer der gewaltigsten militärischen Raum- und Klimaüberwindungsleistungen der Geschichte erheben. Ihr Verlauf wurde durch eine souveräne Anwendung der Manövriertaktik auf seiten des Angreifers bestimmt.

Der deutsch-italienische Stoß richtete sich auf die zwischen Ain-el-Gazala (an der Küste) und Bir Hacheim (südwestlich von Tobruk) aufgebaute Riegelstellung, die durch einen Minengürtel von 70 km Länge — den größten der Kriegsgeschichte — geschützt war. Es wurden zunächst zwei Breschen in das Minenfeld in Richtung auf die Stützpunkte südlich von Tobruk (El Adem usw.) geschlagen, aber Flankenangriffe des Gegners auf den Angriffskeil und die Breschen nötigten zur vorübergehenden Rücknahme der Angriffsspitzen. Erst als ein weiterer Durchgang durch das Minenfeld in Richtung auf das von gaullistischen Franzosen gehaltene Bir Hacheim und ein noch weiter südlich durchgeführtes Umgehungsmanöver am 11. 6. diesen Stützpunkt in die Hände der Achsenruppen brachten, begann der klassische Verlauf der zweiten Phase der Schlacht: die Achsenruppen schwenkten von Bir Hacheim hinter dem Minenfeld nach Norden,

packten die auf die Breschen gestoßenen alliierten Streitkräfte in der Flanke und drangen unaufhaltsam westlich von Tobruk bis zum Meer vor (15. 5.). Hierdurch wurden die in Acroma und Ain-el-Gazala liegenden alliierten Kräfte zwischen ihrem eigenen Minenfeld und den deutschen Panzerkräften eingeschlossen und in zwei Teile zerrissen. Gleichzeitig wurde der Angriff im Süden Tobruks nach Osten bis Bardia vorgetragen, von wo die Achsenruppen sich wieder westwärts wandten, um Tobruk auch von Osten einzuschließen. Am 20. 6. begann der Sturm auf die Festung, am 21. 6. kapitulierte sie. Bis zu diesem Tag wurden in und um Tobruk 28 000 Gefangene gemacht. Die ersten beiden auf dem libyschen Kriegsschauplatz eingesetzten süd-afrikanischen Divisionen wurden nahezu vernichtet. Die 8. britische Armee (Ägypten, Libyen) verlor den größten Teil ihres schweren Materials und war auf Ersatz aus der 9. (Irak) und 10. Armee (Iran) angewiesen.

Vorbereitung, Durchführung, Ergebnis der Schlacht im Raum mit dem Mittelpunkt Tobruk zeigen, wie die Luftwaffe die Strategie begrenzter Seeräume umwälzte. Maritime Stützpunkte alter Form büßten ihre Raumbeherrschung ein, soweit sie vom Festland unter Luftkontrolle genommen werden. Ihre Nachschubempfindlichkeit entwertet sie als Versorgungs- und erst recht als Angriffsbasen. Die vom Kontinent angreifende Luftwaffe besitzt gegenüber dem über See heranschwimmenden Nachschub die Vorteile der inneren Linie, Massierungsmöglichkeit, Beweglichkeit, Tarnungssicherheit. Der raumfremde Wirkungsbereich solcher Stützpunkte ist im Mittelmeer noch weiter einengbar, weil sie von zwei Küsten aus bekämpft werden können. Durch ununterbrochenes, monatelanges Bombardement wurde Malta derart niedergehalten, daß es den Nachschubverkehr der Achse nach Libyen nicht mehr verhindern konnte und für den Kampf gegen den aus dem Niltal und dem Nahen Osten versorgten Gegner genügend Reserven nach Nordafrika gelangten. Selbst der Ausbau der ägyptischen Wüstenbahn bis Tobruk vermochte den Vorrang der Luftherrschaft der Achsenmächte nicht aufzuheben.

Der Versuch der Briten, Mitte Juni durch gleichzeitige Durchschleusung zweier Geleitzüge von Gibraltar nach Malta und von Alexandria nach Tobruk ein Mindestmaß von Nachschub in die Kampfzone zu bringen, scheiterte östlich wie westlich völlig.

Mit der Einnahme Tobruks verbesserte sich die Lage der Achsenstreitmacht noch mehr. Zwischen Kreta entstand ein weiterer Riegel quer über die britische Seelinie; bei 300 km Breite ist er erheblich kürzer als der westliche zwischen Sizilien und Libyen. Kretas Lage kommt nun erst überhaupt voll zum Tragen.

Allerdings stützen sich auch die Briten im Ostmittelmeer und in Nahost auf eine Art innerer Linie: auf die des wegen der deutschen U-Boote im Atlantik und der japanischen im Indischen Ozean allerdings nicht mehr gefahrlos zu erreichenden indischen Bereiches, der durch die Einbeziehung Madagaskars, Abessinien, Iraks, Syriens sogar etwas gestärkt wurde. Das erklärt die Zähigkeit des Ringens in diesem Raum.

Die Schlacht Im Atlantik

Die deutschen Luft- und Seestreitkräfte versenkten im Kampfe gegen die Versorgungsschiffahrt Großbritanniens und der Vereinigten Staaten im Monat Mai 170 Schiffe mit zusammen 924 000 BRT. und beschädigten 66 Schiffe zum Teil schwer. Die Unterseeboote zerstörten allein nicht weniger als 140 Schiffe mit 767 000 BRT.

Durch eine amtliche deutsche Erklärung wurde das See-Operationsgebiet im Atlantik ab 26. 6. wesentlich erweitert. In folgendem Bereich setzt sich jedes Schiff der Gefahr der Vernichtung aus:

Von der belgischen Küste bei 8 Grad Ost über 62 Grad Nord/3 Grad Ost und 68 Grad Nord/10 Grad West bis zur grönländischen Küste auf 68 Grad Nord, dann entlang der grönländischen Küste bis Kap Farvel, von dort nach Kap Harrison, dann

entlang der Küste Kanadas und der Vereinigten Staaten bis Key West, von dort über 20 Grad Nord/60 Grad West, 45 Grad Nord/20 Grad West und 45 Grad Nord/5 Grad West zur französischen Küste bei 47 Grad 30 Minuten Nord.

Indien in Schwebe

Die inneren Verhältnisse Indiens zeigten nach den ereignisreichen Verhandlungswochen wenig Bewegung. Unter der Decke herrschte jedoch ein Zustand lauernder Abwartung.

Verhandlungen Gandhis mit Nehru und anderen Parteiführern brachten keine sichtbare Änderung der Lage, faßten wohl aber die Vorbereitungen zu möglichen Wandlungen ins Auge. Pandit Nehru schloß sich Gandhis Forderung nach einem „Rückzug der Briten aus Indien“ an (17. 6.).

Die anglo-indische Oberschicht unternahm alles, um die Fiktion aufrechtzuerhalten, daß

der Krieg sich fern von Indien abspiele und Indien keine unmittelbare Gefahr drohe. Die einzige Konzession an den Krieg war, daß die Regierung im Sommer in Delhi blieb. Eine noch immer anhaltende Massenflucht der Industriearbeiter aus Kalkutta ins Landesinnere führte zu einer bedenklichen Krise im wichtigsten Industriebezirk.

An der passiven Haltung der Inder wie an dem stillschweigenden Wahren des britischen Gesichts scheiterte die von Henry Grady geführte us-amerikanische „Technische Mission“. Sie mußte nach 35 Tagen Aufenthalt Ende Mai das Land ergebnislos verlassen. Sie erklärte, daß in der indischen Rüstungsindustrie „erstaunliche Sorglosigkeit“ herrsche und große Intensivierungsmöglichkeiten vorhanden wären. Die seitdem ergangene Erklärung Roosevelts über die Gegenseitigkeit des Pacht-Leih-Verfahrens rechtfertigte die Befürchtungen der indischen Unternehmerkreise vollauf: Hinter den USA.-Wünschen nach Mehrproduktion steht das Ausbeutungsinteresse des Dollars.

Der Vorschlag Gradys, der Massenflucht aus Kalkutta durch eine wesentliche Erhöhung der Arbeiterlöhne zu begegnen, wurde strikt abgelehnt, da eine solche Erhöhung „schwere soziale Rückwirkungen nach dem Kriege“ befürchten lasse. Zum Ausgleich der Tätigkeit der belden Bose suchte die anglo-indische Presse nach Gegengewichten. So empfahl der „Statesman“ die Aufhebung des Verbots der Kommunistischen Partei Indiens mit Rücksicht auf den britisch-sowjetischen Bündnisvertrag. Am „Tag der Vereinigten Nationen“ hißte der Palast des Vizekönigs in Delhi zum ersten Male die Sowjetflagge.

Japans weiträumiges Ausgreifen

In Nachlese zum Feldzug in Birma seien noch einige Tatsachen erwähnt: Die letzten britischen Nachhuttruppen überschritten (24. 5.) die Grenze nach Indien; tailändische Truppen nahmen Kentung in den Schan-Staaten (Ostbirma); der Gouverneur Jünnans erklärte

„Der Rückzug aus Birma ist nicht das Ergebnis einer Niederlage, sondern er erfolgte, weil wir nicht in der Lage waren, die Versorgungslinien nach Birma vor der Ernte fertigzustellen. Die Armee schlug sich bemerkenswert gut, ohne Hilfe und ohne Kampfpause, und hat damit Indien aus einer Lage gerettet, die sehr

(8. 6.), daß sich die tschunking-chinesischen Truppen endgültig aus Birma nach Jünnan zurückzogen.

Völkerpsychologisches Interesse erweckte die Erklärung des britischen Oberbefehlshabers in Indien, Generals Wavell (Reuter v. 28. 5.):

gefährlich hätte sein können. Die einzige wirkliche Niederlage fügten uns die Japaner in der Schlacht am Sittang zu, die den Verlust Ranguns zur Folge hatte und über das Schicksal Birmas entschied. Der Rest waren Nachhutkämpfe.“

Diese Formel „es war keine Niederlage, sondern nur eine — Niederlage“, entspricht

der Zerredungskunst überalteter Herrschaftsgebilde. Mit der Spekulation auf die abso-

lute Dauer ihrer Existenz verließ sie das Gefühl für den warnenden Inhalt eines Geschehnisses. Selbst im letzten Stadium des Daseins suchen sie philosophischen Trost in

dem Glauben, schon die verzögernde Gelassenheit sichere den Weiterbestand ihres ancien régime.

Nach der Säuberung Birmas wandten sich die Japaner wieder dem chinesischen Kriegsschauplatz zu. Mit der Besetzung von Kihua, der Hauptstadt von Tschekiang, Futschau, Hafenstadt in Kiangsi, wurden vor allem die gegen Japan selbst gerichteten Luftbasen in Ostchina ausgeschaltet.

Die Wirkung der Erfolge Japans zeigte die Funkbotschaft Tschiang-Kaischeks (1. 6.) an die USA., aus der mancher Vorwurf klang:

„Wir haben mit minderwertiger Ausrüstung gekämpft und uns sozusagen mit wenig mehr als unseren bloßen Fäusten gewehrt. Es fehlt uns an Flugzeugen, Artillerie und Panzerwagen. Eine hohe Moral allein genügt nicht, um den entscheidenden und endgültigen Sieg zu erringen. Sie muß von einer mechanisierten Ausrüstung ergänzt werden. Moral und Ausrüstung miteinander werden uns zum Siege führen. Ich gebe euch mein Ehrenwort, daß wir mit zehn Prozent des in den Vereinigten Staaten produzierten Rüstungsmaterials ein Ergebnis von hundert Prozent erlangen werden.“ Fast ist man hier versucht zu fragen, ob

das in USA. deponierte Vermögen der Familie Sung zur Weiterführung des Krieges durch Tschungking nicht auch einen Anlaß gibt.

Japanische U-Boote versenkten britische Transportdampfer an der Südostküste Afrikas, torpedierten ein britisches Schlachtschiff im Hafen von Diego-Suarez (Madagaskar) und kleinere Kriegsschiffe im Hafen von Sidney (Australien); japanische Luftstreitkräfte bombardierten (3. 6.) Dutch Harbor (Aläuten), kurz danach wurden Aläuten-Inseln besetzt; bei einer gleichzeitigen (5. 6.) japanischen Aktion gegen Midway wurden zwei us.-amerikanische Flugzeugträger versenkt; auch die Japaner hatten bei ihrem Vorstoß durch die auf der Insel zurückgehaltenen Landflugzeuge Schiffsverluste.

Nach amtlicher Verlautbarung vernichteten japanische Streitkräfte seit 8. 12. 1941 bis zum 20. 5. 1942 acht feindliche Schlachtschiffe und sechs Flugzeugträger. Auf dem südosiatischen Kriegsschauplatz machten sie 342 000 Gefangene (64 000 Amerikaner, 24 000 Holländer, 44 000 Chinesen); Japans Verluste betragen 9 174 Tote und 20 700 Verwundete.

USA. — uferlos

In Gibraltar landeten 3000 Mann amerikanischer Truppen; in London traf eine große amerikanische Militärmission ein. USA. erklärte Ungarn, Rumänien, Bulgarien den Krieg. Die ersten amerikanischen Negereinheiten trafen auf den britischen Inseln ein. Mit Admiral Robert, dem französischen Hochkommissar im westlichen Atlantik, wurde die Neutralisierung der Inseln Martinique und Guadeloupe und die Immobilisierung der dortigen französischen Kriegsschiffe vereinbart.

Die Hilfeleistungen der USA. an die 35 „Vereinigten Nationen“ erreichten vom März 1941 bis Mai 1942 den Wert von 4,495 Milliarden Dollar, davon die Hälfte Kriegsmaterial.

Ein Teil dieser belieferten „Nationen“ sind nichts weiter als Emigrantenregierungen. Das Material ging vielfach nicht einmal außer Landes, sondern wurde für diese „Regierungen“ in USA. gestapelt; anderes Material blieb in Panamerika oder war bestimmt für zur Zeit nicht zugängliche Länder, wie China, oder strikt neutrale Staaten, wie die Türkei. Kalkuliert man in den Kriegsmaterialbetrag von 2,25 Milliarden die überhöhten Preise und die Versenkungsverluste ein, reduzieren sich die zur Verwendung gelangenden amerikanischen Kriegsmaterialien auf ein geringes

Maß. Trotzdem erklärte Präsident Roosevelt dem Kongreß: das Leih- und Pachtssystem werde nicht mehr lange nur einseitig zur Anwendung kommen; die auf australischem und englischem Boden stationierten amerikanischen Truppen würden zum Teil Verpflegung und Ausrüstung aus den australischen und britischen Reservelagern erhalten; das von den „Vereinigten Nationen“ als Gegenleistungen an die Vereinigten Staaten gesandte Material umfasse Werkzeugmaschinen und andere Einrichtungen für die Fabriken, ferner Munition und britische Fliegerabwehrkanonen sowie englische Horchgeräte.

Die USA. gingen somit dazu über, die Gegenrechnung aufzustellen.

Sogar der Sowjetunion gegenüber setzten die USA. eine Vorrangstellung durch. Der beim Besuch Molotows in Washington (11. 6.) abgeschlossene Vertrag sah wiederholt das Weisungsrecht des Präsidenten der Vereinigten Staaten vor: so bei Zahlungen an USA.-

Bürger wegen Materiallieferungen (Art. 4), so bei der Rückgabe nicht verwandten Materials (Art. 5). Es gelang den USA. sogar, die Sowjetunion auf ihre liberale Weltwirtschaftspolitik zu verpflichten (Art. 7):

„Bei der endgültigen Festlegung der Vorteile, die den Vereinigten Staaten von der Sowjetregierung als Gegenleistung für die gemäß der Kongreßakte vom 11. März 1941 geleistete Unterstützung gewährt werden, müssen die Bedingungen dieser Vergünstigungen so sein, daß sie nicht nur keine Hindernisse für den Handel zwischen diesen beiden Ländern schaffen, son-

dern im Gegenteil zur Herstellung vorteilhafter gegenseitiger Wirtschaftsbeziehungen zwischen ihnen und zur Verbesserung der Weltwirtschaftsbeziehungen beitragen. Zu diesem Zweck muß die Möglichkeit vereinbarten Vorgehens der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion vorgesehen werden, wobei alle anderen Staaten mit gleicher Auffassung sich anschließen

können. Dieses Vorgehen würde auf Grund geeigneter Maßnahmen sowohl internationaler Natur als auch solcher im Innern der Staaten das Ziel verfolgen, die Produktion auszubauen, die Arbeitskräfte einzusetzen, wie auch den Austausch und Verbrauch der Waren zu fördern, die die materielle Grundlage der Freiheit und des Wohlergehens aller Völker darstellen, ferner alle Formen der Diskriminierung im internationalen

Handel beseitigen, die Zölle und anderen Hemmnisse des Handels abbauen, und im allgemeinen alle wirtschaftlichen Ziele zu erreichen, wie sie in der gemeinsamen Erklärung des Präsidenten der Vereinigten Staaten und des britischen Premierministers vom 14. August 1941 dargelegt sind, welcher Erklärung sich auch die Sowjetregierung angeschlossen hat."

Moskau machte Washington also den Kotau; wenn es auch seine Zusagen nie ausführt, so konnte es doch nicht das bolschewistische Gesicht wahren.

Englands Sowjetbündnis gegen Europa

Der vor seiner Reise nach USA. nach London kommende Molotow schloß dort mit Eden einen auf 20 Jahre berechneten Bündnisvertrag ab (26. 5.). Art. 3 lieferte den Sowjets die beliebige Besetzung Europas aus:

Abs. 1. „Die Hohen Vertragschließenden Parteien geben ihrem Wunsch Ausdruck, sich mit den anderen gleichgesinnten Staaten zu vereinigen zur Annahme von Vorschlägen über ein gemeinsames Vorgehen in der Nachkriegsperiode zum Zwecke der Erhaltung des Friedens und des Widerstandes gegen den Angriff.

Abs. 2. Bis zur Beschlußfassung über solche Vorschläge werden sie nach Beendigung der Kriegshandlungen alle Maßnahmen ergreifen, die in ihrer Macht stehen, um eine Wiederholung des Angriffs und eine Verletzung des Friedens durch Deutschland oder irgendeinen der Staaten, die mit ihm bei den Angriffsakten in Europa verbunden sind, unmöglich zu machen."

Art. 5 bestimmte, daß territoriale Erwerbungen nur in der Form erfolgen dürfen, wie sie in den baltischen Staaten 1940 durch die „freiwillige“ Bildung „autonomer“ Regierungen angewandt wurde:

„Die Hohen Vertragschließenden Parteien sind unter Berücksichtigung der Interessen der Sicherheit jedes Staates übereingekommen, nach der Wiederherstellung des Friedens zum Zwecke der Organisierung der Sicherheit und des wirtschaftlichen Aufbaues in Europa eng und freundschaftlich zusammenzuarbeiten. Sie werden bei der Verwirklichung dieser Ziele die Interessen der Vereinigten Nationen berücksichtigen und im Einklang handeln mit den zwei Prinzipien: nicht nach territorialen Erwerbungen für sich selbst zu streben und sich nicht in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten einzumischen."

Sogar die „Neue Zürcher Zeitung“ brachte ihr Unbehagen an dem Verrat Europas an die

Sowjetunion unmißverständlich zum Ausdruck (14. 6.):

„Ob die Sowjetunion die Verpflichtungen, die sie damit grundsätzlich eingeht, einhalten und erfüllen wird, ist allerdings überaus zweifelhaft. Die Genugtuung, mit der diese Zusicherungen heute in England registriert und zum Nominalwert entgegengenommen werden, ist auf Grund der bisherigen Erfahrungen in keiner Weise begründet. In Finnland besteht das zweifellos begründete Mißtrauen, daß die Sowjetregierung bei ihrem grundsätzlichen Verzicht auf territoriale Eroberungen einen Vorbehalt in bezug auf die Gebiete mache, die sie diesem Staat in dem Angriffskrieg im Winter 1939/40 entrissen hatte. Den gleichen Vorbehalt macht Moskau offenbar auch in bezug auf die baltischen Staaten. Auf diese territorialen Erwerbungen, die im schärfsten Widerspruch zu den Prinzipien der „Atlantischen Erklärung“ stehen, hat die Sowjetregierung offenbar nicht verzichtet, und wenn nach dem Wortlaut des britisch-russischen Vertrags ein ausdrücklicher Anspruch Moskaus auf seinen Gebietsbestand beim Ausbruch des Krieges mit Deutschland nicht anerkannt worden ist, so sind doch offenbar die Fragen der Grenzziehung nur bis zum Kriegeende verschoben und möglicherweise die Annexionen des Jahres 1939/40 von England stillschweigend anerkannt worden. Ebenso problematisch ist es auch, ob Sowjetrußland das Versprechen, sich in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten nicht einzumischen, einhalten und ob wenigstens eine Ausdehnung des Machtbereichs Moskaus auf dem Wege über die Einflußnahme auf das innerpolitische Regime der osteuropäischen Staaten verhindert werden kann."

RUPERT VON SCHUMACHER Büchertafel

Frankreich und Britisches Reich

Die koloniale Sozialpolitik Englands und Frankreichs. Hsg. vom arbeitswiss. Inst. d. Deutschen Arbeitsfront, Verlag der DAF, Berlin 1940, 200 S., mehrere Karten.

Eine sehr umfangreiche, streng wissenschaftliche Untersuchung über die Sozialpolitik Englands und Frankreichs in den französischen Kolonien. Der Inhalt umfaßt: Die Auswirkungen der französischen und englischen Kolonialpolitik auf die afrikanische Arbeiterwanderung; die Gewaltmethoden der Eingeborenepolitik (Rechtslosigkeit, Zwangsumsiedlungen, Zwangsarbeit, militärische Maßnahmen, Eingeborenverbreitung, Kinderarbeit usw.); der Gesundheitsdienst (gesundheitliche Vernachlässigung, Ernährungsfrage), die Lebenshaltung der Eingeborenen und ihre Gefährdung durch den Kleinhandel (Mißbrauch der Kaufkraft, Einfluß der Indus. usw.); die englische Sozialpolitik für den eingeborenen Lohnarbeiter (kapitalistische Produktionspolitik auf Kosten einer gesunden Eingeborenwirtschaft); Mission und Schule im englisch-französischen Kolonialraum; Ansätze und Verkehrsbedingungen des Einsatzes der Eingeborenarbeit; Ergebnisse und Entwicklungen der deutschen und der englischen und französischen kolonialen Arbeit (ein Vergleich); die arbeits- und sozialrechtliche Gesetzgebung Frankreichs und Englands (eine systematische Übersicht). Die auf französischen und englischen Quellen aufgebaute Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, daß Frankreich und England nicht nur eine unzulängliche, sondern vor allem eine zerstörende Sozialpolitik in Afrika betrieben. Neben dieser Feststellung ist die Arbeit eine Art Nachschlagewerk über das französische und englische Sozialrecht in Afrika, während sie in methodischer Hinsicht zwangsläufig zu einer Untersuchung über die innerkontinentalen Wanderungen in Afrika geworden ist, da die gewaltmäßigen Eingriffe in das soziale Gefüge der Eingeborenen zu umfangreichen Wanderungen geführt haben. Interessante Karten über diese Wanderungen und reiche Literaturangaben unterstützen die Darstellung.

Herbert Scurla: Die dritte Front. — Geistige Grundlagen des Propagandakrieges der Westmächte. Herbert Stubenrauch-Verlag 1940, 104 S., RM 2,75.

Verf. untersucht die Grundlagen, die Argumente und die Ergebnisse des geistigen Kampfes der Westmächte gegen Deutschland. Als Grundlagen betrachtet er den französischen und den britischen Sendungsgedanken, die antiromantische Haltung Frankreichs, die Stellung der französischen Wissenschaft und die westeuropäische Deutschland-Ideologie. Den Argumenten zählt er das Schlagwort vom Pangermanismus, von Deutschlands „zwei Gesichtern“ und von der Humanität zu. Die Ergebnisse mündeten in „die Ordnung“ von Versailles. Verf. schließt mit einer Betrachtung über die neue Wirklichkeit, die sich im Durchbruch des Völkischen beweist.

Karl Hänel: Das französische Kolonialreich. Goldmann, Leipzig 1940, 224 S., 3 Karten, RM 4, —.

Eine Übersicht über das französische Kolonialreich: das geschichtliche Werden, die militärische, wirtschaftliche und zivile Verwaltung, das geographische Bild. Das Büchlein vermittelt zahlreiche weniger bekannte Einzelheiten, die dem deutschen Leser einen Einblick in die Struktur der französischen Kolonien, wie sie vor 1939 bestand, gewähren.

Vivian Stranders: Die Frankreichpolitik Heinrichs IV. von England (1399–1413). Vahlen, Berlin 1941, 104 S., RM 5,40.

Eine wissenschaftliche Studie auf Grund zahlreicher englischer Quellen, die nachweist, wie die englische Politik bereits im Mittelalter von jenen psychologischen Voraussetzungen beherrscht war, die das Merkmal der neuzeitlichen Außenpolitik des Inselreiches bilden.

Die englische Handelskriegführung und die Neutralen. Junker & Dünhaupt, Berlin 1940, 76 S., RM 1,60.

Ein kurzer Bericht über die englischen Handelskriegsmethoden, ihre Zerstörung der völkerrechtlichen Begriffe, ihre diplomatischen und wirtschaftlichen

Wirkungen, ferner über das Verhalten der Neutralen, die vorbeugenden Maßnahmen usw. Belegt mit Dokumenten.

Lord Lyngington: Hungersnot in England. Auszüge aus „Famine in England“. Hsg. von Ulrich Steckelberg. Volk und Reich, Berlin 1940, 60 S., RM 1,50.

Die Lektüre dieser Übersetzung ist westlichen Kreisen anzuraten. Das englische Original, das vor dem Ausbruch des Krieges erschienen ist, weist an Hand klarer Berechnungen nach, daß jeder kommende Krieg in England zwangsläufig eine Hungersnot erzeugen muß. In dieser Schrift sind alle Faktoren genannt und in ihrer Bedeutung dargelegt, die sich heute in England auswirken.

Gerhard Krause: Die britische Auslandspropaganda, Organisation, Methoden und Inhalt 1914 bis 1940. Stubenrauch, Berlin 1940, 144 S., RM 3,20.

Eine sehr gründliche Darstellung der Organisation und des Inhaltes der britischen Propaganda mit Parallelen zwischen dem Weltkrieg und der Gegenwart. Mit Rücksicht auf die zahlreiche Literatur über die Weltkriegspropaganda liegt der Wert der vorliegenden Arbeit vor allem in den Vergleichen zwischen 1914 bis 1940. Dadurch, daß der Verf. die Tatsachen einander unmittelbar gegenüberstellt (z. B. den Fall der Kathedrale von Reims dem Fall des Muttergottesbildes von Tschentochau, den Lusitanienfall dem Athenienfall), zeigt er, wie sich die britische Propaganda in ihren Methoden gleichgeblieben ist. Ebenso interessant und aufschlußreich sind die Ausführungen über die Organisation der englischen Propaganda seit 1936 gegen das Reich, wobei Verf. mit zahlreichen Einzelheiten über den inneren Aufbau der englischen Propagandabehörden in den letzten Jahren, über die verschiedenen in der englischen Propaganda wirkenden Kräfte und ihre Zielsetzungen aufwartet.

Ernst Penkuhn: Die Bevölkerung in den wichtigsten britischen Überseegebieten. Entwicklung und gegenwärtiger Stand. Junker & Dünhaupt, Berlin 1940, 343 S., zahlreiche Diagramme, RM 10, —.

Ein Standardwerk über die bevölkerungspolitische Lage des Empire, das man etwa als einen „Burgdorfer“ des britischen Weltreiches bezeichnen könnte. Es werden in den genannten Ländern jeweils nach einer einleitenden Abhandlung über die Besiedlungs- und Einwanderungsgeschichte untersucht: die rassische Lage, die Bevölkerungsentwicklung (Geburtensterblichkeit, Geburtenüberschuß, Altersaufbau, Heiratlichkeit usw.), die bevölkerungspolitischen Verhältnisse zwischen den verschiedenen Rassen, die Verstärkerfragen; ferner in den verschiedenen Gebieten vorliegende Einzelprobleme, wie die Witwenfrage in Indien, die Bevölkerungsmöglichkeiten in Australien usw. Verf. verarbeitet ein umfangreiches statistisches und literarisches Material. Der Wert des Werkes liegt vor allem darin, daß seine bevölkerungspolitische Analyse eine Vertiefung der politischen Bewertung des Empire ermöglicht. Es ergibt sich daraus, daß das Britische Weltreich, vom Menschen her gesehen, ein ganz anderes Bild bietet, als von der Seite seiner räumlichen Ausbreitung her. Im Vordergrund steht die Tatsache der Abnahme der Bevölkerungskraft der europäischen Schichten in den Kolonien. Es ist z. B. beachtlich, wenn man in Australien, das doch noch ein junges Kolonisationsland ist, Vergleichsrechnungen feststellt, die sich in nichts von den bekannten Entwicklungen in den westeuropäischen Ländern unterscheiden. Selbst in Kanada zeigt sich der Schrumpfungsbegriff (beginnende Vergreisung) trotz des Geburtenreichtums der Franko-Kanadier. Auch in der weißen Bevölkerung Südafrikas ist eine sinkende Geburtenzahl trotz Einwanderungsgewinns zu verzeichnen. Bemerkenswert sind die Verhältnisse in Indien, das zwar die höchste Geburtenzahl der Welt, aber auch die höchste Sterbeziffer besitzt, so daß die Bevölkerungszunahme geringer ist als in den meisten europäischen Ländern. Die Kindersterblichkeit ist ebenfalls die höchste der Welt. Auf der anderen Seite besteht ein Männerüberschuß, der weiter im Steigen begriffen ist (Sterblichkeit der Frauen infolge zu früher Mutterschaft). Die Lebensdauer ist geringer als in Europa, dagegen hat

Indien die größte Zahl von Kindern unter 10 Jahren a. T. der Bevölkerung. Trotzdem besteht ein starkes Bevölkerungswachstum, das neuerdings durch ein Absinken der Sterblichkeit sowie durch die Zurückdrängung der Hungersnöte usw. bedingt ist. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, würde den Rahmen der Besprechung überschreiten. Das Werk gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten bevölkerungspolitischen Arbeiten wissenschaftlichen Charakters der letzten Zeit.

P. A. Schulz-Wilmersdorf: Gibraltar, der Schlüssel zum Mittelmeer? Friedrich-Wilhelm-Verlag, Leipzig, 68 S., RM 1,-.

Eine kurze Geschichte der Sperrfestung Gibraltar, verbunden mit einer Untersuchung ihrer strategischen Bedeutung der heutigen Bedingungen.

Heinz Lehmann: Malaya unter britischer Herrschaft. Junker & Dünhaupt, Berlin 1941, 87 S., 2 Karten, RM 2,20.

Eine knappe, sachlich gut unterbaute Monographie Malayas unter englischer Herrschaft vom Erwerb Penangs und Singapurs bis zur Gegenwart. Verf. schildert die indirekte Herrschaft der Briten und die wirtschaftliche Ausbeutung der Halbinsel an Hand britischer Quellen. Verf. kommt zu dem Schluß, daß das britische Verwaltungssystem in Malaya die alte Lebensordnung der Halbinsel zerstört hat, ohne etwas Neues an ihre Stelle zu setzen. Die britische Herrschaft war rein kommerziell und daher innerlich brüchig. Der Zusammenbruch der Britenherrschaft unter dem Ansturm der Japaner hat dies bestätigt.

Heinrich Hauser: Kanada. Zukunftsland im Norden. Nach Reiseberichten und literarischen Unterlagen arbeitet von Reinhard Jaspert. Safari, Berlin 1940, 284 S., 106 Abb., 8 Karten, RM 6,50.

Wenn auch nach der Titelangabe nicht klar ist, von wem das Buch verfaßt ist — von Hauser oder Jaspert —, so ist es doch ein recht interessantes und die Verhältnisse und Probleme Kanadas sehr anschaulich machendes Werk. Es trägt den Charakter einer in Ichform geschriebenen Reiseportage im Stil von Colln Ross oder A. E. Johann und vermengt sehr lebendig unmittelbare Reiseeindrücke aus allen Lebensgebieten mit der Darstellung politischer, wirtschaftlicher, völkischer und kultureller Probleme. Vor allem veranschaulicht es das Verhältnis zwischen den verschiedenen Volkstümern und Landschaften und den kulturellen Gegensätzen. Die Bildausstattung ist ausgezeichnet, die Karten sind instruktiv (so z. B. je eine Karte der Farmwirtschaft, der deutschen Siedlungsgebiete, der kanadischen Holzwirtschaft usw.); der Text wird zweckmäßig ergänzt durch eine Zeitfabel über die wichtigsten Ereignisse der kanadischen Geschichte am Schluß des Bandes.

Südostraum

Otto Blum: Der Südosten verkehrspolitisch betrachtet. Springer, Berlin 1941, 99 S., mehrere Abb. RM 6,-.

Eine Sammlung von zerstreuten Ansätzen, die allerdings nicht nur dem eigentlichen Südosten, sondern auch dem Mittelmeerraum und dem Vorderen Orient gewidmet sind. Es werden untersucht die geographischen und raumpolitischen Grundlagen des Verkehrs, seine Gestaltung, seine Beziehungen und seine Bedeutung, unterstützt durch sehr instruktive Karten. Die verwirrende Anwendung des Begriffs „Südosten“ ist allerdings nicht zu begründen.

Hans Lades: Die Nationalitätenfrage im Karpatenraum. Der österreichische Ordnungsversuch 1848/49. Wiener Verlagses. Wien 1941, 222 S., RM 6,50.

Verf. untersucht die Bedeutung und Auswirkung der verschiedenen politischen Kräfte, die sich im Karpatenraum im zeitlichen Schnittpunkt von 1848/49 zu offener Feldschlacht trafen, ohne daß die Wirren der Revolution eine Lösung gebracht hätten. Auf der einen Seite ist es die konservative Ordnung des ungarischen Adels-Ständestaates, der um seine Selbstbehauptung gegen Wien, gegen die Neuerungsbewegungen im eigenen Land und gegen die Nationalitäten antritt. Auf der anderen Seite ist es der dynastische Hochkonservatismus Wiens, der den ungarischen Ständestaat dem Zentralismus der Gesamtmonarchie zu unterwerfen sucht und sich dabei zweier Mittel bedient, die das Ziel von vornherein aufheben mußten: der revolutionären Bestrebungen der Nationalitäten Un-

garns und der russischen Interventionshilfe. Auf der dritten Seite treten die Nationalitäten Ungarns sowohl gegen den ungarischen konservativen Staatsgedanken wie auch gegen den erwachenden ungarischen Nationalismus an und bedienen sich dabei des Bündnisses mit den konservativen Mächten Wiens. Als vierte Kraft tritt schließlich der junge ungarische Nationalismus an, der, sich auf die eigene Volkskraft des Majdarentums stützend, und aus den Kämpfen gegen Wien hervorgegangen, sich vor allem gegen die Nationalitäten und gegen Wien wendet. Um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, die er aus bisher nicht bearbeitetem Wiener Archivmaterial gewinnt, beginnt der Verf. mit einer Darstellung der Probleme des ungarischen Verfassungsstaates und seiner allmählichen Wandlung zum madjarischen Nationalstaat seit den Maßnahmen des Josefismus. Von dieser Grundlage ausgehend wird dann das revolutionäre Problem von 1848 beleuchtet: das Gegeneinander der verschiedenen nationalen Revolutionen, bei denen sich durchaus moderne nationalpolitische Ideen mit patriarchalischen Voraussetzungen und Elementen verquickten, und die Schiedsrichterstellung der Monarchie, besser gesagt der Dynastie, und der um sie gruppierten aristokratischen Führungsschicht gegenüber den verschiedenen Nationalansprüchen. Verf. zeigt, daß diese beiden Probleme durch die Revolution nicht gelöst wurden, daß die Macht der konservativen Kräfte Wiens noch zu stark, die der jungen Nationalitäten noch zu unausgegrenzt war, während die führende Schicht der Monarchie in ihren grundsätzlichen Ansichten bereits in sich gespalten war. Das Ergebnis ist die Reaktion der nachrevolutionären Jahre, die den neuen Versuch zur Zentralisierung und damit den Kampf gegen alle im Karpatenraum wirkenden Kräfte gebracht hat, während die Revolution von 1848/49 unter der Decke weiterwirkt, wobei der ungarischen Hochtokratie die eigentlich zerstörende Rolle zufällt: sie sucht durch ihren starken Einfluß bei der Dynastie die Wiederherstellung des ungarischen Ständestaates zu erreichen, untergräbt aber damit ihre eigene Position und macht den Weg den neuen Kräften frei, nämlich dem madjarischen Nationalismus und der geistigen Entwicklung der Nationalitäten. Der Sieg des madjarischen Nationalismus führt aber in der Folge zur Madjarisierungspolitik, die ihrerseits nach dem Ausgleich mit Österreich den Triumph der Eigenstaatlichkeit in höchstem Grad innerhalb der Doppelmonarchie erlebt, aber sich selbst zugleich das spätere Grab gräbt — Auswirkungen der Halbheiten von 1848. Das Werk hat nicht bloß Wert als historische Studie infolge der Verarbeitung bisher nicht bekannten und wertvollen Denkschriftenmaterials, sondern vor allem deshalb, weil es einen guten Einblick in die Führungsprobleme und die Arbeit der führenden Schichten des alten österreichischen Vielvölkerstaates gibt.

Franz Thierfelder: Um die Seele des Balkans. Kulturpolitisches Reisetagebuch. Volk und Reich, Berlin 1940, 108 S., 16 Abb., RM 3,50.

Eine kleine Reiseschrift, die durch die politischen Ereignisse der letzten 2 Jahre allerdings überholt ist.

Das Antlitz einer Nation. Königl. Universitätsdruckerl., Budapest 1940, 870 S., zahlr. Abb., Karten, Diagramme, Tafeln, Statistiken usw.

In dem groß angelegten Sammelwerk haben 70 hervorragende Männer des ungarischen Lebens zu einem Gesamtbild des ungarischen Landes, des madjarischen Volkstums, der Volksgruppen Ungarns und aller Lebensgebiete von Volk und Land beigetragen. Um eine Ahnung von dem umfangreichen Inhalt zu geben, sei hier nur kurz auf einige Kapiteltitel verwiesen: die Landschaft, die Bodenschätze, Ungarns Pflanzenwelt, die Fischerel, die Sprache, das Ungarnum in der Welt, der Bauerntanzt, die ungarische soziale Politik, altungarisches Heerwesen, der ungarische Heldenorden, Jugendbewegung, ungarische Kunst, der Rundfunk usw. usw. Jeder dieser Beiträge stellt eine fachlich durchgegliederte, gut illustrierte und flüssig geschriebene Spezialarbeit dar. Das Werk erfüllt die Anforderungen, die man an ein groß angelegtes offizielles Landeswerk stellt. Daß es selbstverständlich im einzelnen vom ungarischen Standpunkt aus geschrieben ist, bedarf keiner weiteren Erörterung und man wird dies, wenn man das Werk zur Orientierung benutzt, wozu es unentbehrlich ist, begrüßen.

UNSERE MITARBEITER (MAI-JULI)

O. E. H. Becker: 41j., früher Buchhändler, dann freier Schriftsteller. Bearbeitet das Gesamtgebiet der Geschichte der europäischen Ausbreitung über die Erde, pflegt als Sondergebiet die Geschichte des Stillen Ozeans, besonders des 19. Jahrhunderts. Er schrieb den auslanddeutschen Geschichtsroman „Das australische Abenteuer“ (Verlag H. H. Kreisel, Leipzig), die Geschichtsdarstellung Neuseelands „Königin der Südsee“ (P. J. Oestergaard, Berlin) und die Jugendschrift „Deutsche kämpfen für die Freiheit der Vereinigten Staaten“ (F. Kamp, Bochum) — (Fröaufstr. 8 II, Berlin-Friedenau).

Heilmut Draws-Tychsen, 37j., aufgewachsen in Elbing, Danzig, Thorn. Nach wechselnden Berufen linguistische und musik-psychologische Studien an Universitäten Deutschlands, Schwedens, Spaniens. Ausgedehnte Reisen in ganz Europa, die dem Studium der Folklore völkischer Minderheiten und dem der führenden Völkerkunde-Museen des Kontinentes dienen. Größere ethnologische Untersuchungen in den führenden europäischen Fachzeitschriften. Besonderes Fachgebiet: Kultur Thailands und Polynesiens. Hierüber sind zwei Bücher bei Ernst Reinhardt, München, im Erscheinen begriffen. Ständiger Gastmitarbeiter der Staatlichen Völkerkunde-Museen in Wien und München und der Universität Straßburg im Elsaß. Zur Zeit auf Reisen.

Paul Heubner, 63j., Dipl.-Kaufmann und Dr. phil., Leipzig. Rechts-, Staats- und Wirtschaftswissenschaft, geographische, geschichtliche, philosophische und sprachwissenschaftliche Studien in Basel, Paris, Leipzig; Ausbildung und Praxis in Industrie, Einzel-, Groß- und Exporthandel. 1900–1935 im Handelskammerdienst (Leipzig, Schweidnitz, Chemnitz). Daneben Dozenten- und Vortragstätigkeit. Mitarbeit an wissenschaftlichen und belletr. Zeitschriften, Fach- und Tagespresse, auch Übersetzungen. Handelskammeryndikus i. R. Hänelstraße 15, Dresden-A. 16.

Gustav Richard Heyer, 52j., studierte erst der Familien-Tradition folgend Forstwirtschaft, dann Medizin. Im 1. Weltkrieg Leutnant in einem Jägerbataillon. Dann 5 Jahre Assistent an der Münchener Universitäts-Klinik; dann freie Praxis als Psychotherapeut in München und Berlin. Veröffentlichungen aus dem Münchener Arbeitskreis: die beiden Bände „Reich der Seele“ 1937. Ferner die Bücher „Seelenführung“ (1929), „Organismus der Seele“ (II. Aufl. 1935), „Praktische Seelenheilkunde“ (II. Aufl. 1942), „Menschen in Not“ (1942). Herbst 1939 als Abteilungsleiter an das „Deutsche Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie“ in Berlin berufen. An der Heerstraße 96, Berlin-Charlottenburg 9.

Bruno Krömke, Institut für Politische Erdkunde, NS-Ordensbüro, „Die Falkenburg am Krösensee“.

W. B. von Lengercke: Vgl. S. 110: Kaiserallee 197, Berlin-Wilmersdorf.

Karl H(einrich) Meyer, 51j., Humanistisches Gymnasium Andreanum in Hildesheim. Studium: Vergleichende Sprachwissenschaft, klassische Philologie, Germanistik und slavische Philologie in Heidelberg, Berlin, Münster i. Westf. und Leipzig. Habilitation 1920 in Leipzig für slavische Philologie; dann nb. ao. Professor in Münster i. Westf.; seit 1935 Lehrstuhl für slavische Philologie an der Universität in Königsberg

(Pr.) als b. ao. Professor. Studienreisen in alle slavischen Länder: ehem. Tschechoslowakei 1919, 1920, 1929; ehem. Jugoslawien 1920, 1925, 1927, 1939; Serbien/Kroatien 1942; ehem. Polen 1930, 1934, 1941; Sowjetunion 1932. Hauptveröffentlichungen: „Aktionsarten im Lateinischen“ 1917; „Untergang der Deklination im Bulgarischen“ 1920; „Historische Grammatik der russischen Sprache“ 1923; „Serbokroatisches Lesebuch“ (mit Stojicevic) 1927; „Fontes historiae religionis slavicae“ 1931; „Die Ukraine in der polnischen Romantik“ 1932; „Altkirchenslavisch-griechisches Wörterbuch des Codex Suprasliensis“ 1935; „Altkirchenslavische Studien“ 1939 u. a. Mitglied der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, der Schwetschenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, des Slavischen Institutes in Prag. Ernst-Wichert-Str. 2, Königsberg i. Pr.

Bruno Rauecker, 54j., studierte Volkswirtschaftslehre und Sozialpolitik in München und Heidelberg, Dr. phil. Von 1914–1919 Schriftleiter an der „Sozialen Praxis“, Herbst 1914–1915 als Offizier im Feld, von 1916 bis Ende 1918 Referent für Arbeiterfragen im stellv. Generalkommando i. bayr. A.K.; 1919–1920 Archivar im bayr. Sozialministerium; 1920–1930 Leiter der sozialpolitischen Abteilung in der Reichszentrale für Helmdienst, 1930–1934 Professor an den berufspädagogischen Instituten Berlin und Frankfurt a. M. Seit 1935 mit wissenschaftlichen sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Arbeiten beauftragt. Verf. u. a. von: Einführung in die Sozialpolitik, Berlin 1925; Rationalisierung als Kulturfaktor, Berlin 1926; Die sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Elsaß-Lothringen und dem Saargebiet, Heidelberg 1936; Die soziale Rückständigkeit Großbritanniens, Berlin 1941. Herthastr. 6, Berlin-Grünwald.

Colin Ross: Vgl. S. 166. Königinstr. 29, München.

Hansjuli Scheppers, 33j., studierte in Göttingen und München die Rechte, Volkswirtschaft, Geographie und Geopolitik, promovierte mit einer Arbeit über Japans Seefischerei zum Dr. phil., bereiste Rumänien, Frankreich, das ehemalige Jugoslawien, Böhmen. 1933 Leiter des geopolitischen Seminars an der Universität Göttingen, 1935 in die Reichsstelle für Raumordnung nach Berlin berufen, 1936 Regierungsrat, 1939 Oberregierungsrat; seit Oktober 1939 im Generalgouvernement, zur Zeit Abteilungspräsident und Leiter des Amtes für Raumordnung in der Regierung des Generalgouvernements in Krakau.

Hans Schulze-Manitius, 41j., aufgewachsen in Metz, Bautzen, Radebeul bei Dresden, dort Relferprüfung am Realgymnasium. Studium an der Technischen Hochschule Dresden. Praktische Ausbildung in Maschinenfabriken und bei der Reichsbahn. 1925 Dipl.-Ingenieur; 1931 Gewerbelehrerprüfung; seit 1933 Gewerbelehrer an der Gewerblichen Berufsschule in Greiz. Über 300 Fachaufsätze in technischen Fachzeitschriften. Als Buch erschien: „Nahttransport“ (A. Ziemsen, Wittenberg). Laagweg 8, Greiz i. Thür.

Egon Vorauer, 36j., studierte die Rechte in Graz und Berlin, Dr. jur.; Diplom der Deutschen Hochschule für Politik (Auslandswissenschaftliche Fakultät der Universität). Schoelerpark 12a, Berlin-Wilmersdorf.

Hauptschriftleitung: Wolfgang Schwarz, Berlin-Grünwald, Zikadenweg 10 (93 77 70).

Heidelberger Schriftleitung: Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfbrunnenweg 36 (37 42).

Kurt Vowinkel Verlag, Heidelberg-Berlin. — Druck: Spamer A.-G., Druckerei, Leipzig O 5. — Alleinige Anzeigenannahme: Vogel, Brunner & Co., Anzeigenverwaltung, Berlin C 2, Dircsenstraße 2; Fernruf: Sa.-Nr. 51 22 87. Postcheckkonto: Berlin Nr. 216 660. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leopold Brunner, Falkensee bei Spandau. — Zur Zeit P.L. 4 gültig.

Soeben erschienen:

Otto Engelhardt-Kyffhäuser

Up Weddersehen

Malerfahrt durch Flandern und die Niederlande

139 Seiten, mit vielen Skizzen und z. T. farbigen Bildern. Halbleinen RM 7.60

Mit einer reichen Ausbeute von Gemälden und Skizzen kam der Maler Engelhardt-Kyffhäuser von seiner 1940 erfolgten Einsatzfahrt durch die Niederlande und Flandern zurück. Aber nicht nur der Maler gibt uns in diesem Buch die vielfältigen Eindrücke dieser Fahrt wieder, nein, hier spricht zu uns auch der allen Fragen des neuen Europas aufgeschlossene Mensch. So verbindet sich Bild und Wort zu einer glücklichen Einheit, die als ein Erlebnisbericht halten mag, Brücken zwischen dem Reich und seinen germanischen Nachbarn im Westen zu schlagen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag Grenze und Ausland
Berlin W 30

AL. CARTHILL

VERLORENE HERRSCHAFT

Wie England Indien aufgab

Vorwort von Karl Haushofer

„In schweren, kurzen Sätzen, die oft wie Hammer-schläge fallen, in einem stolzen und eigenwilligen Stil, voll scharfer und treffender politischer Ironie, liest sich Carthills Werk wie ein Tacitus unserer Tage... Es ist mehr als eine Geschichte des Verfalls der britischen Herrschaft in Indien: die manchmal tiefgründende Auseinandersetzung eines Staatsmannes mit sich selbst über die letzten Geheimnisse der Herrschaft“ — so sagt Professor Dr. Karl Haushofer im Vorwort.

8^o, 312 Seiten, 1 Karte. Leinen RM 6.40

Kurt Vowinckel Verlag
Heidelberg — Berlin — Magdeburg

„Wir und die Welt“

bringt in Heft 7/1942:

F. W. von Oertzen, Kriegsberichter

Ritterlichkeit im totalen Krieg

Dr. habil. Claus Grimm

Die Kriegsführung des Kollektivismus

Jürgen von Grone

Vom Geist des abendländischen und des japanischen Rittertums

Frank H. Schmeick

Chile und die Chilenen. Mit Bildern des Verfassers

Dr. Juri Semjonow

Renaissance der Wüste

G. H. Theunissen

Funktion und Symbol

Bücher aus aller Welt

Einzel RM 1.50, Vierteljahr RM 4.-

KURT VOWINCKEL VERLAG
HEIDELBERG — BERLIN — MAGDEBURG

An unsere Leser!

Der Aufsatz von Fischer-Egerbrück
ERDUMFASSENDE BERICHT

ÜBER DIE
BEVÖLKERUNGSENTWICKLUNG
1937/41

den Sie aus Heft 8/1941 kennen, ist vollständig in meinen „Schriften zur Geopolitik“ als Heft 21 erschienen.

Die kartonierte Schrift umfaßt 20 Seiten mit zahlreichen Tabellen, die geschlossen sonst nicht zu beschaffen sind, und kostet RM 1.-

Kurt Vowinckel Verlag

8. Deutsche Reichslotterie

480 000 Gewinne in fünf Klassen
Insgesamt über **100 Millionen RM**
kommen zur Auslosung.

Größte Gewinne im
günstigsten Falle (§ 2 III d. Pl.)
auf ein 3fach. Los **3 Millionen RM**
auf ein Doppelloos **2 Millionen RM**
o. ein ganzes Los **1 Million RM**

im einzelnen:

3 Prim. zu 500 000	3 Gew. zu 500 000
3 Gew. zu 300 000	3 Gew. zu 200 000
18 Gew. zu 100 000	24 Gew. zu 50 000

Außerdem weitere hohe Treffer zu
40 000, 30 000, 25 000,
20 000, 10 000 u. a. m.

Lospreis in jeder Klasse

Achtel	Viertel	Halbe	Ganze
--------	---------	-------	-------

3 RM	6 RM	12 RM	24 RM
------	------	-------	-------

Ziehung 1. Klasse: 16. u. 17. Okt.

Staatliche Lotterie-Einnahme

Lippold

Leipzig C1, Brühl 4

Postcheckkonto: 507 26 Leipzig

MEDOPHARM

sind treue Helfer
Ihrer Gesundheit!

Medopharm-Arzneimittel
sind nur in Apotheken
erhältlich.

MEDOPHARM

Pharmazeutische Präparate
Gesellschaft m.b.H. München 8

die neue linie

bringt im Juli-Heft:

Land der seligen Götter

Die führenden Maler der Gegenwart

Der Soldat und das Mädchen

Preis RM 1.—

Verlag Otto Beyer — Leipzig · Berlin

